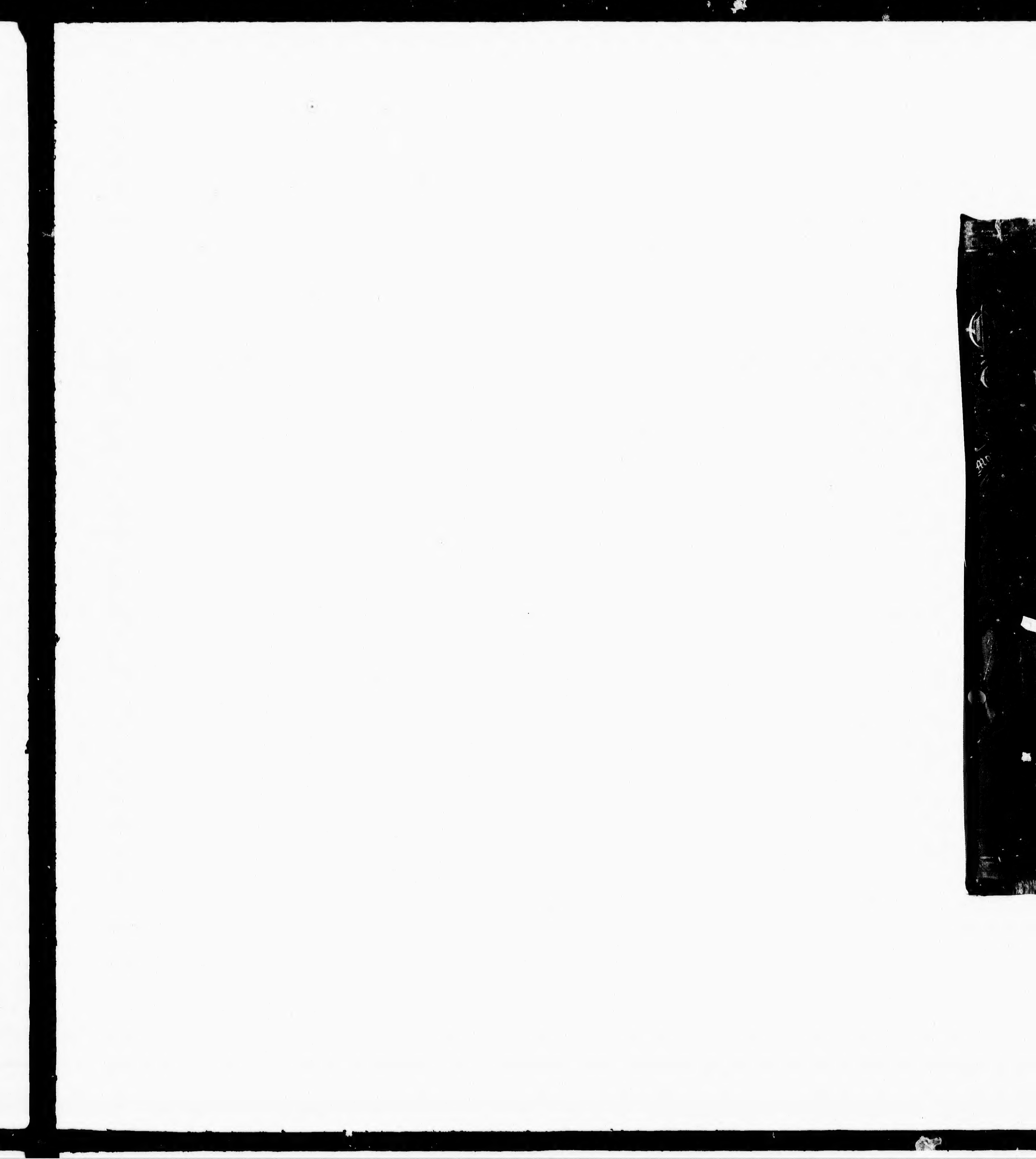
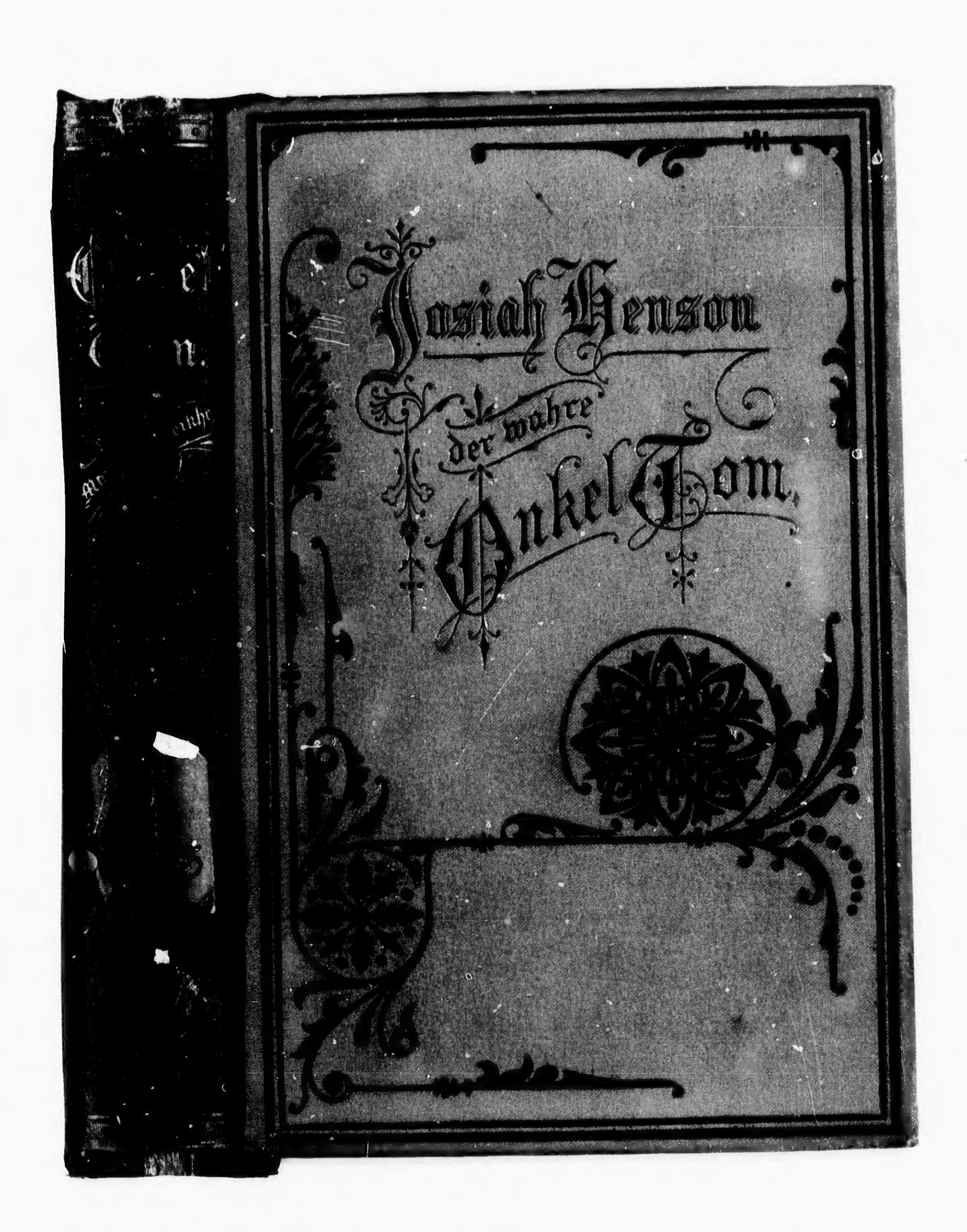



Josiah Henson
der wahre
Onkel Tom.


Josiah Henson

Wirkliche Lebensgeschichte

des

Onkels Tom

in

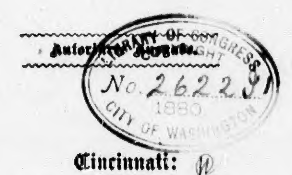
Frau Beecher-Stowe's „Onkel Tom's Hütte."

Frei nach dem Englischen

von

Marie Schweikher.

Autorisirte Ausgabe.



Cincinnati:

Verlag von Hitchcock & Walden.

1878.

(Uncle Tom's Autobiography.)

Vorwort.

Die wirkliche Lebensgeschichte des Onkels Tom, des Helden in der berühmten, in alle Sprachen übersetzten „Onkel Tom's Hütte" der Frau H. B. Beecher, ist uns gegeben in der vorliegenden Selbstbiographie des Predigers Josiah Henson.

Wohl werden Diejenigen, welche das ergreifende Kapitel von dem Tode des Helden in „Onkel Tom's Hütte" gelesen haben, — wodurch Tausende von Augen mit Thränen gefüllt und so viele Herzen von der Schönheit und Herrlichkeit wahrer Religion überzeugt worden sind, — es schwer finden, sich vorzustellen, daß Onkel Tom unter dem Namen „Josiah Henson" noch unter den Lebenden weilt. Denen aber, die beim Lesen von „Onkel Tom's Hütte" den Helden der ergreifenden Geschichte lieber am Leben erhalten gesehen hätten, müssen wir bemerken, daß

Frau Stowe von künstlerisch-literarischem Standpunkte aus „Onkel Tom" nothwendig sterben lassen mußte, wenn sie ihren Zweck, die Schrecken der Sklaverei und die Grausamkeit der Sklavenbesitzer in ihrem ganzen Umfange darzustellen, erreichen wollte, denn in Wirklichkeit wurden viele arme Sklaven durch die Brutalität ihrer Herren hingemordet. Daß aber Frau Stowe die erste Idee zu ihrem unsterblichen Helden von diesem selbst empfing, werden folgende Thatsachen klar beweisen:

Nachdem Josiah Henson ungefähr acht Jahre als freier Mann in Canada gelebt hatte, gab er eine Beschreibung seines 42jährigen Sklavenlebens im Jahre 1849 heraus. Das Buch zog sogleich die Aufmerksamkeit der Frau Stowe auf sich, die sich gerade um jene Zeit in ihrem Geiste viel mit der Sklaverei beschäftigte, indem sie dieselbe nicht blos als eine amerikanisch-politische Institution, sondern in ihrem Verhältniß zur Kirche und zum Christenthum betrachtete. Sie stimmte vollkommen mit dem guten und großen Johann Wesley überein, der die Sklaverei als den Inbegriff aller menschlichen Schurkerei bezeichnete, und sie sehnte sich darnach, ein Werk zu schreiben, das durch seine dramatische Macht zur Aufhebung des Sklavenhandels beitragen möchte. Wer möchte auch bezweifeln, daß sie durch ihren „On-

kel Tom" wirklich viel zum Sturze der Sklaverei beitrug? Der Prediger Henson folgte sogleich einer Einladung von Seiten der Frau Stowe und machte dieselbe noch näher bekannt mit all den Einzelheiten seines Sklavenlebens, so daß Frau Stowe tief in dasselbe eingeführt wurde.

Georg Harris (der Gatte der Elisa) besuchte Frau Stowe noch in demselben Jahre und theilte ihr auch seine Erlebnisse mit, so daß theils aus den Erzählungen dieser beiden Männer, theils aus Henson's Buch die Verfasserin ihr Hauptmaterial für „Onkel Tom's Hütte" sammelte, welches Buch im Jahre 1850 zuerst veröffentlicht wurde. Die Wahrheit dieser Annahme geht noch mehr hervor aus einem Schlüssel, den Frau Stowe zur Erklärung ihres Werkes veröffentlichte und der alle die Thatsachen und Urkunden wiedergibt, auf welche ihre Erzählung gebaut wurde. Auf der 34. Seite dieses Schlüssels schreibt Frau Stowe: „Lasset den Leser den Bericht durchlesen, den Georg Harris von dem Verkaufe seiner Mutter und ihrer Kinder gibt, und dann denselben vergleichen mit dem Berichte des ehrwürdigen Josiah Henson" u. s. w. Wir bezweifeln nicht, daß die Verfasserin auch noch andere Quellen hatte, aber daß Henson es war, der ihr die eigentliche Idee zu ihrem Werke gab, geht klar aus der 52. Seite

des Schlüssels hervor, wo sie schreibt: „Ein letztes Beispiel als Parallele zu 'Onkel Tom' wird gefunden in den veröffentlichten Erinnerungen des Josiah Henson, der jetzt ein Prediger in Canada ist" u. s. w. Daß Letzterer auch seine Erlebnisse und Charaktere, die von Frau Stowe geschildert, in „Onkel Tom's Hütte" wiedererkannte, geht hervor aus dem 24. Kapitel seines Buches: „Frau Stowe's Charaktere."

Möge dieses den Lesern genügen, und möchten sie durch die mitgetheilten Thatsachen völlig davon überzeugt sein und sich mit uns freuen, daß „Onkel Tom" als „Prediger Josiah Henson" noch jetzt in Canada in voller Wirksamkeit lebt. Wie viel er dort in vergangenen Jahren seines Lebens gewirkt und zur geistigen Hebung seiner Brüder beigetragen, wird aus dem vorliegenden Buche zur Genüge hervorgehen.

Dem aufmerksamen Leser wird es jedoch wohl kaum entgehen, daß Josiah Henson bei seinem christlichen Bekenntniß und der Mannigfaltigkeit seiner geistlichen Erfahrungen sich doch oftmals in Urtheil und Handlungen Schwächen hingab, die von ihm selbst zur Zeit nicht erkannt wurden und sein Gewissen wenig verletzten. Wer daraus den Schluß zöge, daß sein christliches Leben weniger ernst und tief war, als es sich doch im Allgemeinen bei ihm offenbarte, der beurtheilt ihn

sicherlich falsch, und vergißt, daß ein Neger — aufgewachsen unter so traurigen Verhältnissen, und während mehr als vierzig Jahren umgeben von Menschen, denen jedes menschliche Gefühl abhanden gekommen zu sein schien — anders beurtheilt werden muß, als ein unter glücklicheren Verhältnissen aufgewachsener Christ, der von Jugend auf mehr oder weniger unter dem Einfluß der christlichen Ethik steht. Das Gute aber, das er besaß, überstrahlt so sehr die kleinen Flecken, daß seine Lebensgeschichte auch dem deutschen Leser nicht nur eine angenehme Lektüre für etliche Stunden verschaffen, sondern ihm zu einem Segen werden wird. Auch ist zu hoffen, daß sein Interesse an der Evangelisirung der afrikanischen Stämme belebt werde durch das Leben und Wirken dieses Negers, der durch den Einfluß des Evangeliums wurde, was er war und ist.

Man kann sich nur freuen und denen dankbar sein, die durch ihre freundlichen Gaben und durch ihr warmes Mitgefühl das Herz des alten Mannes bei seinem letzten Besuch in London im Jahre 1876 erquickten und ihm dazu verhalfen, die Summe von £1400 zu collektiren, wodurch er nicht nur der vielen Schwierigkeiten enthoben wurde, mit denen er in Canada zu kämpfen hatte, sondern wodurch ihm auch eine kleine Unterstützung in seinem hohen Alter gesichert wurde.

Mrs. Harriet Beecher Stowe

hat der vorliegenden Autobiographie folgende Empfehlung gegeben:

Die zahlreichen Freunde des Verfassers dieses Werkes werden, um dasselbe willkommen zu machen, wohl keine weitere Empfehlung bedürfen, als den Namen des Authors. Unter all den interessanten Berichten, die sich auf die amerikanische Sklaverei beziehen, giebt es wohl keine, welche schlagender, charakteristischer und lehrreicher wären, als die von Josiah Henson.

Als Sklave in einem in Wirklichkeit heidnischen Lande geboren, einem heidnischen Herrn angehörend, wuchs er auf ohne christliche Erkenntniß und christlichen Unterricht, gleich den Heiden, von denen der Apostel Paulus spricht: „Die das Gesetz nicht haben und doch von Natur thun des Gesetzes Werk." Aber es bedurfte nur einer Predigt, nur einer einzigen Anerbietung des Heiles in Jesu Christo, um aus ihm gleich dem Kämmerer aus dem Morgenland einen Gläubigen zu machen und zugleich einen Prediger des Herrn.

Von der Wahrheit der großen christlichen Lehre, seinen Feinden zu vergeben und Böses mit Gutem zu vergelten, wurde er durch Gottes Gnade ein treuer

Zeuge, und zwar unter Umständen, die wirklich eines Menschen Seele auf die härteste Probe stellten und uns zu dem Ausruf nöthigen: „Herr, führe uns nicht in Versuchung.“ Gerade den Theil dieser Lebensgeschichte, der von diesen schweren Versuchungen handelt, möchte ich denjenigen der Leser an das Herz legen, die unter viel geringfügigeren Umständen sich für berechtigt halten, Böses mit Bösem zu vergelten.

Die afrikanische Rasse scheint wirklich bis jetzt nur Theilnehmer der Leiden Christi gewesen zu sein. In der traurigen Scene des Todes Jesu, bei der Europa in der Gestalt des Römers, der den Herrn zum Tode verurtheilte, vertreten war, und Asien in jenen Juden, die laut die Kreuzigung des Gotteslammes verlangten, trat Afrika auf in jenem Simon von Cyrene, der geduldig das Kreuz des Herrn trug. Und seit jener Zeit haben die Afrikaner sich abgemüht in harter Arbeit und haben das Kreuz der Verachtung und der Unterdrückung dem Heilande nachgetragen. Aber wer mit dem Herrn gelitten, wird auch mit Ihm regieren! Wenn einst an dem großen Tage des göttlichen Gerichtes die noch ungeschriebenen Annalen der Sklaverei verlesen werden, dann wird mancher Simon, der das schwere Kreuz des Herrn bis an irgend ein unbekanntes Grab getragen, auferstehen, um Throne und Kronen zu

ererben! Wahrlich, ein Tag wird kommen, wo der Herr auftreten wird für diese seine Verborgenen, und dann wird Mancher, welcher der Erste gewesen, der Letzte, und welcher der Letzte war, der Erste sein.

Andover, Mass.

o kommen, wo der
e Verborgenen, und
Erste gewesen, der
er Erste sein.

Inhalt.

Mrs. H. Beecher Stowe's

„Onkel Tom."

Erstes Kapitel.

Meine Geburt und Kindheit.

Wenige meiner freundlichen Leser haben wohl tiefere Schmerzen, größere Freuden und wechselvollere Geschicke erfahren, als mein Leben darbietet. Wenn ich zurück blicke auf einen Zeitraum von mehr als achtzig Jahren und eine Begebenheit meines vergangenen Lebens nach der andern mir vergegenwärtige, so wird mein Geist von immer neuer Verwunderung über das Walten der Vorsehung ergriffen. Die Zeit hat die ernstesten und traurigsten Züge meines Lebens mit ihrer mildernden Hand berührt; die vergangenen Leiden erscheinen mir jetzt wie ein Traum und die schweren Erfahrungen geben mir nur immer auf's Neue Ursache, Gott zu danken, daß Er meine Seele in einem solch glühenden Schmelzofen und unter so schweren Schicksalsschlägen geläutert hat.

Ich wurde am 15. Juni 1789 in Maryland auf einer Farm, die nur wenige Stunden von Port Tobacco entfernt lag und einem Manne Namens Francis Newman zugehörte. An diesen war auch meine Mutter vermiethet worden von ihrem Eigenthümer, Dr. Josiah McPherson. Aus jener Zeit, die ich mit meiner Mutter auf Newman's Farm verlebte, erinnere ich mich nur noch eines einzigen, aber schrecklichen Umstandes: Ich sah nämlich eines Tages meinen Vater mit blutendem Kopfe und zerrissenem Rücken, außer sich vor Zorn und in den qualvollsten Schmerzen. Die Veranlassung davon war dies: Der Aufseher hatte meine Mutter auf die brutalste Weise behandelt und mein Vater, der es gesehen, war wie ein wüthender Tiger auf denselben losgestürzt und hätte ihn in seinem Zorne wohl getödtet, wenn meine Mutter sich nicht für den Nichtswürdigen verwendet, und dieser selbst das Versprechen abgelegt hätte, daß er nie des Vorfalles erwähnen wolle. Dieses Versprechen wurde aber, wie dieses immer bei solch feigen und niederträchtigen Geschöpfen zu geschehen pflegt, nur so lange gehalten, als die Gefahr dauerte. Die Gesetze der Sklavenstaaten boten die unumschränktesten Mittel dar zur Befriedigung der Rache, und jener Bösewicht verfehlte nicht, davon Gebrauch zu machen. „Ein Sklave hat einen Weißen geschlagen!" Das war genug, um eine ganze Gegend in Feuer und Flammen zu setzen. Es wurde wenig darnach gefragt, wie die Sache sich zugetragen und was

die Veranlassung dazu gewesen. Die Behörden fahndeten bald auf meinen Vater und er wurde zu 100 Riemenschlägen auf den entblößten Rücken, zur Festnagelung des rechten Ohres an einen Pfosten und Abschneidung desselben verurtheilt. Eine Zeit lang hielt er sich verborgen in den benachbarten Wäldern und näherte sich nur des Nachts einigen Sklavenhütten, um sich durch etwas Speise und Trank zu erquicken. Die Bewachung aber war so strenge, daß ihm alle seine Anstrengungen nichts halfen; die Wege, Nahrung zu erhalten, wurden ihm abgeschnitten, und halb todt vor Hunger mußte er sich endlich selbst den Händen seiner Peiniger überliefern.

Der Tag zur Ausführung des grausamen Urtheils war festgesetzt und die Sklaven der umliegenden Plantagen waren alle herbeibefohlen worden, um Zeugen der schrecklichen Scene zu sein. Ein kräftiger Schmied, Namens Hewes, hatte die Streiche auszutheilen. Fünfzig derselben, während welchen man die Schmerzensschreie meines Vaters eine Viertelstunde im Umkreis hören konnte, waren schon gefallen, ehe eine Pause eintrat. Da er ein werthvolles Eigenthum war, mußte sein Leben erhalten werden. Ein zuverlässiger Mann fühlte daher seinen Puls und erklärte, er könne die ganze Strafe aushalten. Wieder fiel ein Schlag nach dem andern. Die Schmerzensschreie wurden aber schwächer und schwächer, bis endlich den letzten Schlägen nur noch ein dumpfes Stöhnen folgte. Jetzt stieß

man seinen Kopf an den Pfosten, nagelte das Ohr fest und trennte es durch einen scharfen Schnitt vom Körper. Ein lautes „Hurrah!“ der entarteten Menge folgte dem brutalen Akte und es ertönte der Ruf: „Das hat er jetzt davon, einen Weißen geschlagen zu haben.“ Die armen, ungebildeten, gesunkenen Weißen waren gewöhnlich die Zeugen derartiger Scenen in Maryland.

Vor diesem schrecklichen Fall war mein Vater ein äußerst gutmüthiger, lustiger Mensch gewesen; er war der Anführer bei allen Späßen zur Zeit der Ernte und Weihnachtsfestlichkeit. Sein Tamborin brachte immer Leben und Bewegung auf der Farm hervor und Nächte lang konnte er bei veranstalteten Festen darauf spielen, während die anderen Neger tanzten. Von dieser Stunde an aber war er gänzlich verändert, düster, brütend und mürrisch ging er umher und war zu nichts mehr zu gebrauchen. Er brütete über das Unrecht, das ihm geschehen. Keine Furcht und keine Drohung, nach dem fernen Süden verkauft zu werden — sonst der größte Schrecken der Neger in Maryland — hatte einen Einfluß auf ihn. So sandte man ihn denn zuletzt nach Alabama. Sein späteres Schicksal haben meine Mutter und ich niemals erfahren. Der große Tag des göttlichen Gerichts wird aber auch dieses an den Tag bringen.

Zweites Kapitel.

Meine erste schwere Prüfung.

Nachdem Newman meinen Vater verkauft hatte, wollte McPherson demselben auch meine Mutter nicht länger mehr vermiethen, und sie kehrte daher zu ihrem Eigenthümer zurück. McPherson war gegen seine Sklaven viel gütiger und freundlicher, als man es irgendwo antraf, und er hätte Niemanden gestattet, dieselben zu schlagen. Und selbst wenn von Seiten der Sklaven irgend eine Willkürlichkeit zu Tage trat, so konnte doch dieses ihn niemals zur Grausamkeit verleiten. Er war ein gutherziger, freisinniger und leutseliger Mann, und weil ich das erste Negerkind war, das ihm geboren wurde, so war ich sein ganz besonderer Liebling. Er gab mir seinen eigenen Vornamen Josiah und auch meinen zweiten Namen Henson nach einem Onkel von ihm, der als Offizier in der amerikanischen Revolution diente. Die Jahre, die ich mit meiner Mutter auf McPherson's Farm verlebte, bilden einen sonnigen Theil meines Lebens — hell und freundlich, aber ach, auch so flüchtig. Rasch nacheinander

traten Ereignisse ein, welche die ganze Aussicht meines Lebens verändern sollten. Mein väterlicher Beschützer war leider durchaus nicht frei von jenem Fehler, dem nur zu leicht gesellige Naturen in einer ausschweifenden Umgebung anheim fallen, der Neigung zu berauschenden Getränken. Obwohl er seiner Gutherzigkeit wegen berühmt war und seine Wohlthätigkeit keine Grenzen kannte, so wurzelte doch diese verderbliche Leidenschaft tiefer und tiefer, um so mehr, da er Einladungen zu geselligen Gelagen nie widerstehen konnte. Die Trunksucht wurde sein Verderben und führte endlich seinen Tod herbei. Eines Morgens fand man ihn todt in einem kleinen Flüßchen, das nicht einmal einen Schuh Tiefe hatte. Den Abend zuvor hatte er einem Gastgelage beigewohnt, war auf dem Heimwege wahrscheinlich vom Pferde gefallen, und zu betrunken, das kleine Flüßchen zu durchwaten, hatte er in demselben seinen Tod gefunden. „Das ist die Stelle, wo Massa ertrunken ist.“ O wie gut erinnere ich mich noch jener Worte, mit denen man mir die verhängnißvolle Stelle zeigte!

Zwei oder drei Jahre hatte meine Mutter auf McPherson's Farm mit ihren sechs kleinen Kindern verlebt, während welcher Zeit wir so sehr glücklich gewesen waren. Meine Mutter war eine brave, fromme Frau und vor allen Dingen darauf bedacht, unsere Herzen mit Liebe zur christlichen Religion zu erfüllen. Wie sie die Erkenntniß von Gott und die Bekanntschaft mit dem „Vaterunser“ erlangte, vermag

ich nicht zu sagen. Ich erinnere mich nur noch, sie oft auf den Knieen gesehen zu haben im Gebet, und die Ausdrücke, die sie oft wiederholte und die im Umfange meines kindlichen Begriffskreises lagen, haben sich bis heute meinem Gedächtnisse eingeprägt. Die glückliche Zeit, in der wir als eine Familie zusammen lebten, war jetzt leider für uns vorüber. Des Doktors Farm und seine Sklaven sollten zum Verkauf ausgeboten werden, damit seine Erben sich in den Erlös theilen könnten. Die erste Anzeige, daß dieser Verkauf wirklich stattfinden sollte, die gewisse Aussicht, daß nun alle Bande, die uns an die Vergangenheit knüpften, zerrissen werden würden; der fast wahnsinnige Schrecken bei dem Gedanken, nach dem fernen Süden verkauft zu werden; die Gewißheit, daß nun ein Glied der Familie von dem anderen gerissen werden würde; die Angst vor den prüfenden Blicken der Käufer; der Schmerz, vielleicht für immer von Mann, Frau und Kindern geschieden zu werden, — das Alles muß gesehen und gefühlt werden, um wirklich verstanden werden zu können. So jung ich war, drang doch dieses Schwert tief in meine Seele und die Erinnerung an die Auflösung von McPherson's Farm hat sich mit den kleinsten Zügen tief meinem Gedächtnisse eingeprägt. Die Menge der sich versammelnden Menschen; die verwirrten Gruppen der Neger; die Untersuchung der Muskeln und Zähne; die veranstalteten Proben zur Schaustellung der Behendigkeit; der Blick der Käufer; die Angst meiner Mutter — o, ich

darf nur meine Augen schließen, um Alles wieder leibhaftig vor mir zu sehen!

Meine Brüder und Schwestern wurden zuerst verkauft, eins nach dem andern, während meine Mutter, fast gelähmt vor Schmerz und Kummer, mich an ihrer Hand hielt. Jetzt kam die Reihe an sie und sie wurde von einem Manne Namens Riley, aus der Grafschaft Montgomery, gekauft. Dann wurde ich feil geboten. In diesem Augenblicke drang meine arme Mutter, fast wahnsinnig bei dem Gedanken, von allen ihren Kindern für immer getrennt werden zu sollen, durch die Menge hin zu dem Platze, wo Riley stand. Sie fiel zu seinen Füßen nieder, umklammerte seine Kniee und beschwor ihn in Ausdrücken, wie sie nur einem Mutterherzen zu Gebote stehen, sie nicht aller ihrer Kinder zu berauben, und mit ihr doch wenigstens auch ihr Baby, ihr Jüngstes, zu kaufen. Wird es und kann es geglaubt werden, daß dieser Unmensch ihren Bitten nicht allein ein taubes Ohr entgegen setzte, sondern sich mit so heftigen Stößen und Schlägen von ihr zu befreien suchte, daß sie gezwungen war, aus seinem Bereiche zu kriechen, indem sie das Stöhnen über körperliche Schmerzen mit dem Schluchzen eines gebrochenen Mutterherzens vermischte?! Als sie sich kriechend entfernte, hörte ich sie ausrufen: „O, mein Herr Jesu, wie lange, wie lange soll ich also leiden?!" Ich muß damals zwischen fünf und sechs Jahre alt gewesen sein.

Ein Fremder Namens Robb kaufte mich. Er nahm

mich mit sich nach seiner etwa 40 Meilen entfernten Wohnung und brachte mich dort gleich in das Negerquartier. Hier traf ich noch etwa vierzig andere Sklaven an, von den verschiedensten Altersstufen, Farben und Zuständen, die sich aber durchaus nicht um mich bekümmerten. Die Sklaven werden durch die brutale Behandlung, die sie erfahren, oft so abgestumpft, daß sie mit Anderen kein Mitleiden mehr empfinden.

Ich wurde bald recht krank und lag Tage lang wie todt auf dem Fußboden. Manchmal gab mir wohl ein Sklave ein Stück Brot oder ein wenig gesalzenen Häring; aber ich war doch bald so schwach, daß ich mich nicht mehr bewegen konnte. Das war ein Glück für mich; denn als bald darauf Robb dem Riley, der meine Mutter gekauft, begegnete, bot er ihm an, doch auch mich zu einem sehr billigen Preise zu kaufen. Riley fürchtete allerdings, daß der kleine „Nigger" bald sterben würde, willigte aber doch endlich ein, durch das Beschlagen von Pferden einen kleinen Preis für mich zu bezahlen, wenn ich am Leben bleibe, dagegen nichts im Falle eines baldigen Todes. Da Robb Besitzer eines Wirthshauses und zugleich Posthalter war, Riley dagegen in einem Umkreis von fünf Meilen der einzige Hufschmied, so wurden sie bald des Handels einig und ich wurde zu meiner Mutter gebracht. O, welch eine segensreiche Veränderung das für mich war! Dort hatte ich auf dem schmutzigen Fußboden auf einem Haufen alter Lumpen gelegen und Niemand hatte es gehört,

wenn ich nach einem Tropfen Wasser wimmerte oder nach meiner Mutter rief — jetzt war ich noch einmal wieder mit meiner einzigen Freundin auf dieser Erde vereinigt. Freilich hatte meine Mutter wenig, um mich zu verpflegen, aber ich genas doch und wuchs zu einem ungewöhnlich kräftigen Knaben und Manne heran.

Jahre lang war ich dem Riley ein treuer Diener. Er selbst war grob und gemein in seinen Gewohnheiten, grundsatzlos und grausam in seinem gewöhnlichen Verhalten. Seinen Sklaven war wenig Gelegenheit geboten, sich von ihren schweren Anstrengungen zu erholen, und die Mittel, sich Nahrung zu verschaffen, waren so ärmlich als nur möglich. Wenn ein solcher Sklavenbesitzer ein Tyrann ist, dann werden die Sklaven nur zu oft kriechend, betrügerisch, falsch und diebisch. Riley und seine Sklaven bildeten auch keine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel, sondern könnten eher als eine passende Illustration für die Wahrheit derselben angeführt werden.

Drittes Kapitel.

Meine Knaben- und Jugendjahre.

Meine erste Beschäftigung bestand darin, den bei der Arbeit befindlichen Männern Eimer voll Wasser zuzutragen, oder einen Pferdepflug zu lenken, der zur Ausgätung des Getreides verwandt wurde; als ich größer wurde, vertraute mir mein Herr die Sorge für sein Reitpferd an. Bald darauf erhielt auch ich eine Hacke in meine Hand und hatte wie die Uebrigen eine volle Tagesarbeit zu verrichten; es währte auch nicht lange, so vollendete ich dieselbe so gut oder fast besser, als die Mitgenossen meines Elends.

Die Beschreibung des täglichen Lebens eines Sklaven auf den südlichen Plantagen charakterisirt sowohl die Gewohnheiten der Sklaven, als der Sklavenbesitzer, da dieselben natürlich bedingt werden durch die wechselseitigen Beziehungen der beiden zu einander. Die Hauptnahrung auf unserer Plantage bestand in Mais und gesalzenen Häringen; im Sommer kam noch ein wenig Buttermilch hinzu und das wenige Gemüse, welches sich ein Jeder selbst ziehen konnte auf dem spär-

lichen Fleckchen Landes, das ihm zu diesem Zwecke angewiesen war. Gewöhnlich hatten wir zwei regelrechte Mahlzeiten, eine um 12 Uhr, nachdem wir vom Anbruch des Tages an gearbeitet hatten, die andere des Abends, nachdem die übrige Tagesarbeit verrichtet war. Zur Zeit der Ernte hatten wir eine Mahlzeit mehr. Unsere Kleidung war aus Packleinwand verfertigt. Die Kinder hatten nur ein Hemd und die älteren Leute außerdem noch, je nach dem Geschlecht, ein Paar Hosen oder einen Unterrock. Im Winter erhielten wir dazu eine runde Jacke oder einen Ueberrock, die Männer noch einen wollenen Hut (einen in zwei bis drei Jahren) und ein Paar grobe Schuhe in jedem Winter. Wir wohnten in Bretterhütten auf dem bloßen Erdboden, ein hölzerner Fußboden war ein unbekannter Luxus. In einem einzigen kleinen Raum duckten wir uns, zehn bis zwölf an der Zahl, Männer, Frauen und Kinder, wie das liebe Vieh, zusammen; Reinlichkeit und Anstand kamen nicht in Betracht. Betten oder sonstige Möbel befanden sich nicht in unserem Besitz. Wir schliefen auf Haufen alten Strohes und alter Lumpen, welche in einen Bretterverschlag geworfen wurden, und mit einem dünnen wollenen Teppich bedeckten wir uns. Eine Lieblingsgewohnheit der Sklaven war es, auf einem hölzernen Brette zu schlafen, den Kopf auf eine alte Jacke gelegt, die Füße an das langsam fortglimmende Feuer hingestreckt. Wind, Schnee und Regen hatten ungehindert Zutritt durch die Spalten und Risse, bis

der Fußboden so feucht und morastig war, wie in einem Schweinestall — das waren unsere Wohnungen. In diesen elenden Räumen hatten wir die Nächte zuzubringen, und darin wurden wir gefüttert bei Tage. — Hier wurden die Kinder geboren und die Kranken vernachlässigt.

Trotz dieser Behandlung wuchs ich zu einem ungewöhnlich starken und robusten Burschen auf, dem es in Spiel und Arbeit nicht leicht einer gleich thun konnte. Ich war so lebhaft wie ein junger Ziegenbock, voller lustiger Einfälle und konnte schneller laufen, besser ringen, höher hüpfen und besser tanzen als alle Andern. Alles das veranlaßte meine Genossen und auch meinen Herrn, mich als einen außerordentlich schmucken Burschen zu betrachten und mir große Dinge zu prophezeien. Natürlich glaubte ich daran nur zu gerne, und mein Ehrgeiz wurde nicht wenig dadurch angefeuert. Ich glaube nicht, daß Julius Cäsar ehrgeiziger nach der Kaiserkrone und den höchsten Würden strebte, als ich es that bei irgend einer Wette in der Arbeit oder im Spiel. Ein Wort des Lobes und der Aufmunterung von dem kleinen Despoten, der uns regierte, konnte mich für Monate lang beleben.

Gott sei gepriesen, daß trotz aller dieser widerwärtigen Verhältnisse doch der fröhliche Muth der Jugend den Sieg davontrug. Die Neger sind überhaupt eine leichtherzige Rasse und selbst ihre gefühllosesten und eigennützigsten Besitzer vermögen nicht die Neigung

zum Frohsinn und zum Scherz aus ihnen heraus zu schlagen; wenigstens gelang es dem alten Riley nicht bei mir. Ich hatte in jener Zeit viele fröhliche Tage. Die Sklaverei that freilich ihr Bestes, mich elend zu machen, aber in all die Erinnerungen an die jämmerlichen, feuchten Hütten, an erfrorene Füße, an die schwere Arbeit unter den glühenden Sonnenstrahlen, an Flüche und Schläge, mischt sich doch auch wieder das Andenken an freundlichere Scenen, wie z. B. die lustigen Scherze zur Weihnachtszeit, das Extra-Fleisch, das wir zu der Zeit erhielten, unsere mitternächtlichen Besuche der Obstgärten, das Auffangen und Braten kleiner Hühner und allerlei andere lustige Streiche. Der Gott, der die Lämmer springen, die Kätzchen spielen, die Vögel singen und die Fische hüpfen machte, gab auch mir ein leichtes, fröhliches Herz. Auf die lustigen Scenen und die Freiheit, die wir zur Weihnachtszeit genossen, wo unser Herr in seinen Anforderungen an uns bedeutend herabging, folgten freilich immer wieder recht traurige Tage, in denen Riley mehr fluchte und uns stärker hetzte als je, aber wir hatten doch etwas genossen und das konnte er nicht ändern. Außer diesen angenehmen Erinnerungen gibt es aber für mich auch noch andere, von tieferem Werth und reicherem Charakter.

Ich lernte schon früh meinen vorangeschrittenen Geist im Dienste meiner Leidensgenossen zu verwenden. Der Zustand der männlichen Sklaven ist nämlich schon beklagenswerth, derjenige der weiblichen muß aber

gerадezu jedes Herz, das nicht allem Gefühl abgestorben ist, zum größten Mitleiden bewegen. Wie sie sind, gesund oder krank, werden sie zur Arbeit angetrieben, unbemitleidet und ohne daß ihnen irgend eine freundliche Hülfe zu Theil würde. Das Elend, das ich bei vielen Frauen ansehen mußte, wälzte eine Last von Sorgen auf mein junges Herz. Ein weißer Herr, der irgend eine Schöne seiner Rasse aus der schrecklichsten Unterdrückung befreit, kann wohl sein Herz nicht stolzer und edler wallen fühlen, als es mir geschah, wenn ich ein Huhn an irgend ein abgelegenes Oertchen trieb, dann in der Dunkelheit dasselbe holte und es einer kranken, schwarzen Schönen brachte, für die es zugleich Nahrung, Luxus und Arznei war; auch konnte sich Niemand mehr von der Gerechtigkeit seiner Handlung überzeugt fühlen, als ich, wenn ich ein Schaf oder ein Schwein ein bis zwei Meilen in die Wälder trieb, es dort schlachtete und dann denen zu Gute kommen ließ, die Riley dem Hunger Preis gab. Ich fühlte, daß ich eine gute, edle und heldenmüthige That verrichtet hatte.

That ich Unrecht? Meine einzige Antwort ist, daß selbst nach so vielen Jahren mir mein Gewissen darüber keine Vorwürfe macht, sondern ich jene Handlungen im Gegentheil noch zu den besten meines Lebens rechne. Ich wurde dadurch erzogen im Gutes thun, lernte den Genuß eines theilnehmenden Herzens kennen und die Gerechtigkeit der Verachtung gegen alle grausamen Un-

terdrücker. Hie und da wurde meine Seele sich der edelmüthigen Handlungen bewußt, zu denen die Verhältnisse und Umstände meines Lebens mir Gelegenheit gaben. Ich lese sehr gern jene mittelalterlichen Erzählungen, in denen eine zarte Gesinnung zu Tage tritt in der prächtigen Umgebung von Schlössern, Rittern und Waffen, aber da wir einer andern Zeit angehören, so liebe ich es auch, wenn diese sich in einer einfacheren Weise offenbart, indem ein Sambo als Paladin, eine Dinah als unterdrücktes Mädchen, und ein Riley als grimmiger Unterdrücker auftritt.

Durch den Einfluß, den ich auf diese Weise erlangte, durch die bedeutende Arbeit, die ich auf der Farm verrichtete, und dadurch, daß ich den Aufseher in seiner Schlechtigkeit entdeckte, wie er für selbstsüchtige Zwecke seinen Herrn beraubte, wurde ich zum Aufseher auf der Farm ernannt, und brachte es dahin, daß die Ernte sich verdoppelte bei willigerer und fröhlicherer Arbeit, als man sie je auf der Farm gesehen hatte. Ich war also jetzt Aufseher. Mein Stolz und mein Ehrgeiz hatten mich zum Meister in jeder Art der Landarbeit gemacht; aber wie es dem Ehrgeiz gewöhnlich geht, daß seine Belohnung in einer Vermehrung der Bürden besteht, so ging es auch mir. Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Korn, Tabak, alles stand unter meiner Aufsicht und ich war oft gezwungen, um Mitternacht mit dem Wagen nach dem Markte aufzubrechen und bis zum Morgen durch Schmutz und Regen zu fahren, um die Produkte

zu verkaufen; kam ich dann nach Hause, hungrig und müde, so erwarteten mich neun Mal aus zehn Flüche und Verwünschungen darüber, daß ich keine höheren Preise erzielt hatte. Mein Herr war ein schrecklicher Flucher, und trotzdem er klar erkannte, von welch großem Nutzen ich ihm war, so hatte er doch eine zu gemeine Natur, mich auch nur durch ein freundliches Wort oder anständiges Betragen zu belohnen. Ehe ich jedoch die Stellung eines Aufsehers erlangte, ereignete sich ein Umstand, der einen nachhaltigen und mächtigen Einfluß auf meine ganze geistige Entwicklung ausübte, und der wohl werth ist, in einem besonderen Kapitel eingehend besprochen zu werden.

Viertes Kapitel.

Meine Bekehrung.

Wie gut erinnere ich mich noch der Stunde, in der ich von meiner zärtlichen Mutter getrennt wurde. Noch sehe ich ihre Thränen und höre ihre Seufzer — alle Einzelnheiten sind bis heute meinem Gedächtnisse eingeprägt. Von der frühesten Jugend an kann ich mich meiner Mutter erinnern und weiß, was ihre Gebete für mich waren. Ich habe sie oft für mich beten hören, denn schon vor meiner Geburt war sie ein gutes, christliches Weib und ich danke Gott, daß ich von einer christlichen Mutter geboren bin, von einer Mutter, deren Gebete als erste Worte in mein Ohr drangen. Von allen irdischen Segnungen kommt wohl keine der einer guten, christlichen Mutter gleich, und gesegnet ist das Kind, das die Gebete einer Mutter für sich hat. Nie werde ich vergessen, welchen Eindruck dieselben auf mich machten, obwohl ich noch ein Knabe war.

Mein Herz fließt aber auch über von Dankbarkeit, wenn ich den Namen eines Mannes nenne, der mich zuerst bekannt machte mit den Segnungen der christ-

lichen Religion. Sein Name war John McKenny, ein Bäcker von Profession, der nur wenige Meilen von Reiley's Plantage entfernt wohnte. Ueberall war er bekannt als ein aufrichtiger, wohlwollender Christ, und besonders erwarb ihm sein Widerwillen gegen die Sklaverei einen Ruf. Er hielt selbst keine Sklaven und wollte sich auch nicht dazu verstehen, solche zu miethen, da der Miethpreis ja doch nur dem Besitzer des Sklaven in die Tasche floß; er beschränkte sich daher auf die Arbeit seiner eigenen Hände und auf solche, die ihm freiwillig geleistet wurde. Zu Zeiten trat er auch als ein Verkündiger des Evangeliums auf und predigte in der Nachbarschaft, wo Prediger damals sehr selten waren. Eines Sonntags sollte er an einem Platze reden, der etwa eine Stunde entfernt lag, und meine Mutter drängte mich, meinen Herrn zu bitten, daß er mich zur Predigt gehen ließe. Ich war aber solcher Bitten wegen schon so oft geschlagen worden, daß ich mich zu gehen weigerte. Meine Mutter aber sagte: „Bitte, mein Sohn, gehe doch und frage Massa, ob er dich zu Herrn McKenny's Predigt gehen lassen wollte," worauf ich ihr antwortete: „Nein, ich wünsche nicht zu gehen, ich fürchte, daß er mich schlagen wird." Sie bat wieder: „Geh und frage ihn." Ich aber drehte mich um und, wie so viele Knaben es gemacht haben würden, weigerte mich entschieden. Meine Mutter stand an einen Pfosten gelehnt und ich sah, wie sie ihren Kopf auf ihre Hände neigte und weinte. Da stand ich und

sah sie an, bis mein Herz so gerührt wurde, daß ich ihr
sagte, ich wollte gehen, und ging hinauf zum Wohn-
hause. Noch ehe ich zur Thür kam, bemerkte Riley
meinen Schatten; er drehte sich um und fragte mich,
was ich wolle. Ich sagte zu ihm: „Ich wollte Sie
nur fragen, ob ich zur Versammlung gehen dürfe?"
„Wo?" „In Newport Mill." „Wer wird predigen?"
„Herr McKenny." „Was für einen Zweck hast du
dabei, ihn predigen zu hören?" Hier gerieth ich in
Verlegenheit, denn ich wußte eigentlich selbst nicht, weß-
halb ich ihn hören wollte. „Welchen Nutzen kannst
du davon haben?" Das war wieder ein schwieriger
Punkt. „Wer hat es dir in den Kopf gesetzt?" Das
war die dritte schwierige Frage, da ich meine liebe Mut-
ter nicht gerne in Verlegenheit bringen wollte. Da sie
aber selbst mich immer ermahnt hatte, in allen Fällen die
Wahrheit zu sagen, so antwortete ich: „Meine Mut-
ter." „Ah," sagte er, „ich dachte wohl, daß es deine
Mutter sei; ich glaube, daß sie dich gerne verderben
will. Wann willst du zurückkommen?" „Sobald
die Versammlung vorüber ist." Er gab seine Er-
laubniß.

So ging ich denn zu dem Gottesdienste und hörte
auf den Prediger, ohne ihn sehen zu können, da man
keinem Neger erlaubte, in das Versammlungslokal hin-
ein zu gehen. Ich ging rund um das Haus herum und
gelangte so endlich gerade vor die Thür des Lokals.
Hier sah ich den Mann mit empor gehobenen Händen

und zum Himmel gerichteten Blicken, als er mit Nachdruck die Worte sprach: „Jesus Christus, der Sohn Gottes, schmeckte den Tod für Jedermann, für die Hohen, wie für die Niederen, für die Reichen, wie für die Armen, für die Gebundenen, wie für die Freien, für den Neger in seinen Ketten, wie für den Mann in Gold und Diamanten.“ Sein Herz war erfüllt mit der Liebe zu Jesu, und durch die Kraft des heiligen Geistes predigte er eine allgemeine Erlösung durch Jesum Christum. Ich stand da und lauschte. Mein Herz war tief gerührt und sprach zu mir selbst: „Ich möchte wissen, ob Jesus auch für mich gestorben ist!“ Ich konnte auch nicht begreifen, was ihn veranlaßt haben könnte, für mich zu sterben.“ Ich hatte niemals eine Predigt gehört, überhaupt mich nie über religiöse Gegenstände unterhalten, außer dem, was meine Mutter mir gesagt hatte über die Verantwortlichkeit, die wir alle gegen ein höheres Wesen haben. Der Text, den ich an diesem Tage hörte (Hebr. 2, 9), war der erste, den ich überhaupt aus der Bibel vernahm. Ich habe ihn nie vergessen und es ist seitdem fast kein Tag vergangen, wo ich mir nicht denselben und die Predigt darüber in's Gedächtniß zurückgerufen hätte.

Der göttliche Charakter Jesu Christi, seine zärtliche Liebe zu den Menschen, sein Mitleiden mit den Verachteten und Verworfenen, seine grausame Kreuzigung und seine glorreiche Auferstehung — das Alles wurde vor meinen geistigen Augen entfaltet; bei einigen Punkten

verweilte der Prediger mit großer Kraft. Wieder und wieder hörte ich die Worte: „für Alle.“ Die frohe Nachricht war also nicht für einige wenige Auserwählte bestimmt; sie war sowohl für den Sklaven, wie für den Herrn, für den Armen, wie für den Reichen, sie galt den Verfolgten, Elenden, den Schwerbeladenen und den Gefangenen, ja selbst mir, einem armen, verachteten, mißhandelten Geschöpf, das bis jetzt von Anderen nur einer unbelohnten Arbeit, körperlicher und geistiger Erniedrigung würdig erachtet worden war. O, diese himmlische, süße Empfindung, mich geliebt zu wissen! Ich würde in diesem Augenblick mit Freuden mein Leben dahin gegeben haben, und ich wiederholte fortwährend die Worte: „Der mitleidsvolle Heiland der Welt liebt mich; in Liebe blickt Er vom Himmel auf mich hernieder; Er starb, um meine Seele zu retten und Er wird mich einst im Himmel willkommen heißen.“ Es war mir, als sähe ich ein göttliches Wesen in einer leuchtenden Wolke, und in scharfem Contrast zu Allem, was ich bisher von der Verachtung und Brutalität meiner irdischen Meisters erfahren hatte, lächelte mich dieses Wesen an. Es war mir, als sähe ich es. Ich dachte: „Jesus wird fortan meine Zuflucht sein; Er wird alle Thränen von meinen Augen abwischen. Jetzt kann ich Alles ertragen; nichts wird mir mehr zu schwer erscheinen.“ Ich war fest überzeugt, daß, wenn nur Riley den Heiland kennen würde, er kein so gemeines und gottloses Leben führen könnte. Mein ganzes

Wesen ging auf in jener herrlichen, göttlichen Liebe und ich konnte beten für meine Feinde und auch die lieben, die mich bisher so verachtungsvoll behandelt hatten.

Auf dem Heimwege wiederholte ich mir das Gehörte noch einmal und ich wurde zuletzt so aufgeregt, daß ich vom Wege ab in ein Gehölz einbog und Gott um Hülfe und Erleuchtung anflehte, und mein späterer Lebenslauf hat mich auch zur Genüge davon überzeugt, daß mein Flehen Dem angenehm war, der Gebete erhört. Von diesem Tage an rechne ich meine Bekehrung und mein Erwachen zu einem neuen Leben, — zum Bewußtsein einer Kraft und Würde, die alles übertraf, was ich bisher erfahren hatte. Von jetzt an benützte ich jede Gelegenheit, mich in religiösen Dingen unterrichten zu lassen, und so groß war meine Ueberzeugung von der Wichtigkeit der christlichen Religion, so klar die Erkenntniß meines und meiner Mitmenschen verlorenem Zustand, und so zweifellos, daß ich es nicht unterlassen konnte, auch mit meinen Gefährten über diesen Gegenstand zu reden, und es währte nicht lange, so begann ich mit ihnen zu beten, sie zu ermahnen und ließ ihnen die wenigen Lichtfunken zukommen, die bis dahin mein eigenes Auge von einer anderen Welt erreicht hatten. In wenigen Jahren wurde ich ein ganz geachteter Prediger und ich glaube, daß ich durch die Gnade Gottes auch Vielen nützlich geworden bin. Ich muß jedoch für's erste zu dem Verlauf meines Lebens zurückkehren.

Fünftes Kapitel.

Verstümmelt für's Leben.

Wie verschieden ist doch die Weise, in der uns der Herr gebot, daß wir uns unter einander als Kinder desselben Vaters lieben sollen, von der Art, in der die Menschen von verschiedenen Farben sich wirklich unter einander behandeln. Ein Umstand, welcher sich, als ich achtzehn oder neunzehn Jahre alt war, ereignete, liefert dazu ein schlagendes Beispiel.

Die Gewohnheiten meines Herrn waren ganz dieselben, wie sie unter den liederlichen Pflanzern der Nachbarschaft gang und gebe waren, und eines ihrer liebsten Vergnügungen bestand darin, am Samstag oder Sonntag, als an ihren Feiertagen zusammen zu kommen, mit einander zu würfeln, Pferderennen und Hahnenkämpfe zu veranstalten, über Politik zu raisonniren und dabei den ganzen Tag Branntwein und Whiskey zu trinken. Daß sie am Abend nicht im Stande sein würden, den Weg nach Hause zu finden, wußten sie selbst und bestellten sich daher gewöhnlich auf den Abend ihren Leibdiener, damit derselbe sie heimgeleite.

Mein Herr hatte mich zu diesem Vertrauensamte auserlesen und oft, oft habe ich ihn, wenn er sich selbst nicht im Sattel zu halten vermochte, auf dem Pferde festgehalten und bin selbst in der Dunkelheit durch den tiefsten Schmutz nebenher gewatet. Zank und Streit war gewöhnlich das Ende solcher Festlichkeiten, und wenn es so schlimm wurde, daß man mit Gläsern um sich warf, Dolche zog und Pistolen feuerte, dann war es die Pflicht der Sklaven, sich hinein zu drängen und ihre Herren aus dem Kampfe heraus und nach Hause zu bringen. Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir das gefiel, denn ich war jung, gewandt, von großer Körperkraft und selbstvertrauend. Mit leichter Mühe bahnte ich mir mit Ellbogenstößen meinen Weg durch die Weißen, ergriff meinen Herrn und setzte ihn auf sein Pferd, oder schob ihn in sein Gefährt mit derselben Leichtigkeit, mit der ich einen Sack Getreide handhabte. Ich war mir dabei bewußt, daß ich für ihn that, was er selbst nicht hätte thun können, und zeigte zugleich dadurch mein Uebergewicht über andere und erzwang mir auch bis zu einem gewissen Grade ihre Achtung.

Bei einer derartigen Gelegenheit gerieth Riley in Streit mit dem Aufseher seines Bruders, Bryce Litton. Alle waren auf Litton's Seite und es entstand ein schrecklicher Aufruhr. Ich saß gerade auf der Haustreppe des Wirthshauses, aber als ich den Lärm vernahm, drängte ich mich in's Zimmer, um zu sehen, was es etwa für mich zu thun gäbe. Mein Herr war

ein kräftiger Mann und gefürchteter Schläger, der in gewöhnlichem Kampfe mit leichter Mühe seinen Platz behauptete, jetzt aber war er eingeengt und wenigstens ein Dutzend hieben auf ihn ein mit Fäusten, Stöcken, Gläsern, Stühlen und Allem, das in ihrem Bereich lag. Sobald Riley mich erblickte, rief er aus: „Das ist recht, Si, komm' schnell und bahne mir meinen Weg!" Es war eine rauhe Arbeit und ich ging auch rauh darauf los, schob, stampfte und wagte mein Möglichstes für seine Befreiung. Mit unendlicher Mühe und nachdem ich manche Beulen auf Kopf und Nacken erhalten, gelang es mir, ihn aus dem Zimmer zu bringen. Aber er war rasend vor Trunkenheit und Zorn, und wollte sich von mir losmachen, um noch einmal in's Zimmer zu gelangen und den Kampf zu erneuern. Mit vieler Mühe brachte ich ihn doch endlich in seinen Wagen, sprang selbst hinauf und fuhr davon.

Durch Mißgeschick erlitt Bryce Litton in der Höhe des Kampfes eine schwere Verletzung. Ob es der Whiskey verschuldet hatte, den er getrunken oder ein Tritt von mir, vermag ich nicht mehr zu sagen. Er aber schrieb sie mir zu und schwor mir bei der ersten Gelegenheit feurige Rache. Diese Gelegenheit sollte nur zu bald kommen.

Einige Tage darauf schickte mich mein Herr zu Pferde mit Briefen nach einem nahe liegenden Orte. Um den Weg abzuschneiden wählte ich einen Fußpfad, der an beiden Seiten eingezäunt und durch Thore von der

Landstraße getrennt war. Zum Theile führte derselbe durch die Farm von Riley's Bruder und als ich durchritt, bemerkte ich den Aufseher mit einigen Negern auf einem benachbarten Felde. Nach einer halben Stunde kehrte ich zurück, und sah jetzt Litton allein auf dem Zaune sitzen, von den Negern aber war nichts zu bemerken. Ohne Arg ritt ich vorwärts, als plötzlich Litton herabsprang und mir den Weg versperrte. In demselben Augenblick sprangen auch zwei Neger aus den Büschen hervor, hinter denen sie sich verborgen gehalten, und ein anderer kam hinter mir aus einem Versteck heraus, so daß mir kein Zweifel mehr bleiben konnte, daß ich von Feinden umringt sei und mich nach besten Kräften zu vertheidigen haben werde. Litton ergriff die Zügel meines Pferdes und gebot mir abzusteigen. „Warum soll ich absteigen, Herr Litton?" „Um die schrecklichsten Schläge in deinem Leben zu erhalten, du schwarzer Hallunke!" Er fügte noch einige Flüche hinzu, die ich nicht wiederholen will. „Aber weßhalb soll ich denn geschlagen werden?" „Kein Wort mehr," antwortete er, „sondern springe sofort herunter und ziehe deine Jacke aus." Ich sah wohl ein, daß mir keine Wahl blieb und sprang an der ihm entgegengesetzten Seite vom Pferde. „Jetzt zieh dein Hemd aus!" brüllte er und als ich noch zögerte, erhob er seinen schweren Stock mit einer solchen Heftigkeit, daß das Pferd sich vor Schrecken losriß und nach Hause rannte. Ich war jetzt allein, ohne Aussicht fliehen zu

können. Als ich versuchte, dem schweren Schlage Litton's auszuweichen, gerieth ich zufällig in eine Ecke des Zaunes, von wo aus ich nur von vorne angegriffen werden konnte. Der Aufseher befahl jetzt den Sklaven, mich zu ergreifen, aber diese, die meine körperliche Kraft kannten, gehorchten sehr langsam. Endlich thaten sie doch ihr Bestes, aber ich schlug sie erfolgreich zu Boden und einem, der versuchte auf meine Füße zu treten, gab ich einen so heftigen Stoß mit meinem schweren Schuh, daß ihm einige Zähne brachen und er heulend davon lief.

Mittlerweile schlug Litton fortwährend mit seinem Stock auf meinen Kopf los, so daß das Blut herab rann. Dabei rief er unaufhörlich: „Willst du dich noch nicht ergeben? Willst du dich noch nicht ergeben?“ Die schrecklichsten Flüche ausstoßend und außer sich über meine Vertheidigung, ergriff er endlich einen schweren Querbalken und drang damit wüthend auf mich ein. Der schwere Schlag fiel. Ich erhob meinen Arm, um ihn abzuwehren, aber der Knochen brach wie ein Pfeifenstiel und ich fiel der Länge nach zu Boden. Jetzt folgte Schlag auf Schlag auf meinen Rücken, bis beide Schulterknochen gebrochen waren und das Blut mir in Strömen aus dem Munde floß. Vergebens versuchten die Neger, dem Wütherich zu wehren. „Habt ihr nicht gesehen, wie mich der Schwarze geschlagen hat?“ rief er ihnen zu, und sie hatten gehorsamerweise „Ja“ zu antworten. Endlich schien seine Rache befriedigt zu sein;

er hörte auf und rief mir noch zu: „Denke jetzt daran, was es heißt, einen weißen Mann zu schlagen!" Der feige Lügner! Er hatte seinen Standpunkt sicher genug gewählt und den Stock einzig und allein geführt! Das reiterlose Pferd war unterdessen auf Riley's Farm angelangt und hatte dort einen allgemeinen Aufruhr erregt. Mein Herr begab sich sogleich mit einigen Negern auf den Weg, um zu sehen, was es gäbe, und als er mich erblickte, war er außer sich vor Zorn. „Du hast dich geschlagen, du gemeiner Neger!" schalt er mich. Als ich ihm aber sagte, daß Litton mich so zugerichtet, weil ich ihn an jenem Abend im Wirthshaus gestoßen, wurde er noch wüthender und ritt sogleich, nachdem er mich hatte heimtragen sehen, nach dem benachbarten Gerichte, um die Sache anzuzeigen. Es kam dabei aber wenig Gutes heraus. Litton beschwor, daß ich ihn, als er mich auf dem Wege angeredet, angegriffen hätte und ihn getödtet haben würde, wenn nicht die Neger ihm zu Hülfe gekommen wären. Natürlich wurde er freigesprochen, da man das Zeugniß eines Negers nicht achtete. Riley hatte alle Gerichtskosten zu bezahlen und dafür nur die eine Genugthuung, Litton einen Schurken und Lügner zu heißen und ihm einige fürchterliche Beulen zu verursachen; doch auch diese theilweise Befriedigung verlor an Werth, da sie ihm eine Reihe von Verlusten und eine schwere Geldstrafe zuzog.

Meine Leiden waren in Folge dieser grausamen Be-

handlung entsetzlich. Außer meinem gebrochenen Arm und den schweren Kopfwunden fühlte ich auch noch, wie die Stücke meiner gebrochenen Schulterblätter fortwährend aneinander knirschten. Kein Arzt wurde geholt, um nach mir zu sehen; überhaupt erinnere ich mich nicht, einen solchen je auf der Farm gesehen zu haben. „Ein Neger wird von selbst besser,“ das war ein herrschendes Prinzip und die Thatsachen schienen dasselbe auch zu rechtfertigen. Die robuste, physische Gesundheit, die Folge fortwährender Arbeit im Freien, half unsere Brüche und Schäden heilen, ohne die geringste Entzündung, gerade wie beim Vieh. Meines Herrn Schwester, Miß Patty, übernahm meine Pflege. Sie war eine kräftige, starkknochige Person, der wahre Aesculap der Plantage, vom Zähneausreißen an bis zur Zurechtsetzung gebrochener Knochen. Ich erinnere mich noch, wie sie einst eine Flinte holte und einen wüthenden Ochsen erschoß, den die Neger vergebens zu schlachten bemüht waren. Sie verband meine Wunden, zog die Splitter aus meinem Arm und setzte meine Schulterblätter zurecht, so gut sie es vermochte; aber ach, es war doch nur Stümperwerk.

Fünf Monate dauerte es, bis ich die geringste Arbeit zu thun vermochte, und als ich das erste Mal wieder den Pflug lenkte und das Pflugmesser zufällig an einen Stein stieß, wurden meine Schulterknochen dergestalt erschüttert, daß ich größere Schmerzen auszuhalten hatte, als je zuvor. So bin ich denn seitdem gelähmt

und verstümmelt durch's Leben gegangen. Uebung brachte mich freilich wieder dahin, die Landarbeiten einigermaßen gut zu verrichten, aber das freie, kräftige Spiel meiner Armmuskeln war für immer dahin. Die Stelle als Aufseher erlangte ich allerdings wieder und mit ihr die besondere Gunst meines Herrn. Er war nur zu froh, daß er die größere Ausgabe für einen weißen Aufseher ersparen konnte und dabei die Ernte doch besser ausfiel, als je zuvor. Ich will nicht leugnen, daß ich von seinem Eigenthum einen freieren Gebrauch machte, als er selbst gethan haben würde, indem ich seine Leute mit besserer Nahrung versah; aber was ich so im Kleinen veruntreute, kam im Großen wieder herein — ich nahm nur einen Theil des Eigenthums, um einen anderen, wichtigeren vom Verderben zu erretten. Im Uebrigen händigte ich ihm treulich jeden Dollar ein, den ich aus dem Verkauf des Getreides erzielte, und allmählig wurde mir Alles, Korn, Weizen, Früchte und Butter zur Verfügung gestellt, weil keiner einen besseren Preis dafür zu erzielen vermochte als ich. Mein Herr selbst war ganz unfähig zu diesem Geschäft. Jahre lang war ich seine rechte Hand und versah ihn mit allen Mitteln zu allen seinen Zwecken, ob sie gut oder böse waren. Er gab mir keine Ursache, ihn seines moralischen Charakters wegen hochzuachten; aber es war meine Pflicht, ihm in der Stellung, in die er mich gesetzt, treulich zu dienen, und ich kann vor Gott und Menschen ohne Scheu erklären, daß ich das nach Kräften

gethan habe. Ich vergab ihm die Schläge und Mißhandlungen, die in ohne Ursache ich meinen Knaben- und Jugendjahren von ihm zu erdulden hatte, und war stolz auf die Gunst, die er mir nun erzeigte, und auf den Charakter und den Ruf, den ich mir durch meine unausgesetzten Anstrengungen erwarb.

Sechstes Kapitel.

Eine verantwortungsvolle Reise.

Als ich etwa zwei und zwanzig Jahre alt war, heirathete ich ein sehr thätiges und für eine Sklavin auch sehr gut unterrichtetes Mädchen, das einer benachbarten Familie angehörte, die ihrer Frömmigkeit und Herzensgüte wegen allgemein beliebt war. Ich sah das Mädchen zum ersten Male in einer religiösen Versammlung. Als Gefährtin meines Lebens hat sie mir zwölf Kinder geboren, von denen noch sieben am Leben sind, die mir eine Freude und ein Trost in den letzten Tagen meines Lebens zu sein versprechen.

Für eine beträchtliche Weile blieb meine Beschäftigung auf der Farm dieselbe und ich hatte nach wie vor alle Produkte auf den benachbarten Märkten in Washington und Georgetown zu verkaufen. Manche ehrbare Männer, die noch dort leben, erinnern sich vielleicht noch des „Siah" oder „Si" (wie sie mich zu nennen pflegten) als ihres Verkäufers; aber wenn sie mich auch vergessen haben, ich gedenke ihrer immer noch

mit dem befriedigenden Gefühl, meine Pflichten erfüllt zu haben.

Mein Herr war schon 45 Jahre alt, als er sich ein junges Weib von 18 Jahren heimführte, das zwar kein Vermögen besaß, aber desto besser zu sparen verstand. Sie war sogar ihrer Sparsamkeit wegen berüchtigt, und man kann sich leicht denken, daß sie der ganzen Einrichtung keinen neuen Comfort hinzufügte. Ein jüngerer Bruder von ihr, der unter Riley's Vormundschaft stand, kam oft zu mir und beklagte sich mit Thränen in den Augen über die geringe Nahrung, die er von seiner Schwester erhielt, und dadurch, daß ich mich seiner annahm und oft meine Nahrung mit ihm theilte, habe ich ihn mir zu einem Freunde für's Leben gemacht. Wenn ich nicht irre, ist er jetzt einer der reichsten Männer in Washington.

Nach einiger Zeit jedoch konnte auch die größte Sparsamkeit fortwährenden Unfällen nicht mehr die Spitze bieten. Riley gerieth in Schwierigkeiten und zuletzt in einen Prozeß mit seinem Schwager, der ihn beschuldigte, ihm anvertrautes Eigenthum veruntreut zu haben; der Prozeß aber zog sich so in die Länge, daß dadurch allein schon Riley's Ruin herbeigeführt wurde. Hart und tyrannisch wie mein Herr auch gegen mich gewesen war, so fühlte ich doch herzliches Mitleiden mit ihm in seinem gegenwärtigen elenden Zustande. Manchmal war er auf's Tiefste daniedergeschlagen, zu anderen Zeiten wieder außer sich vor Wuth und Trunkenheit. Jeden

Tag ritt er hinüber zum Gerichte, um zu erfahren, wie seine Sachen standen, und mit jedem Tage wuchs seine Verzweiflung. Bei seiner Rückkehr pflegte er fast immer zu mir zu kommen und mir mitzutheilen, wie es mit ihm stehe; aber die meiste Zeit verbrachte er damit, sein Unglück zu bejammern und seinen Schwager zu verfluchen. Er traute meiner Treue und Urtheilskraft, und ich, theils aus Stolz, theils aber auch aus wahrer Liebe, die Gott in mein Herz ausgegossen, ging mit Interesse auf alle seine Schwierigkeiten ein.

Der arme, fast immer betrunkene, wüthende und jammernde Mensch war im höchsten Grade unfähig seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen. Eines Nachts kam er wieder in meine Wohnung, nachdem ich schon lange geschlafen haben mußte. Es kam mir befremdend vor, obwohl er kein Wort sagte, sondern sich nur stille am Feuer wärmte. Endlich begann er zu stöhnen und seine Hände zu ringen. „Krank, Massa?" fragte ich. Er gab keine Antwort, sondern fuhr nur fort in seinem Gejammer. Ich sprach zärtlich mit ihm, da mein Herz wirklich gerührt war durch sein elendes Aussehen. Endlich schien er sich zu fassen und rief aus: „O, Si, ich bin verloren — ruinirt!" „Wie gebt denn das zu, Massa?" „Das Gericht hat gegen mich entschieden und in weniger als zwei Wochen wird jeder Neger, den ich besitze, verkauft werden." Ein Sturm von Flüchen und Verwünschungen gegen seinen Schwager folgte diesen Auseinandersetzungen. Ich saß wäh-

rend dieser Zeit schweigend da, unfähig ein Wort zu
erwidern. Mitleid mit ihm, Schrecken über das, was
mir und meiner Fa:ilie bevorstand, erfüllten mein
Herz. „Und nun, Si,“ fuhr endlich der Unglückliche
fort, „gibt es nur einen Weg zu meiner Rettung, und
du allein kannst es ausführen, sage mir, ob du es thun
willst.“ Er erhob sich bei diesen Worten und schlang
beide Arme um mich — das Unglück hatte alle Unter-
schiede zwischen uns verwischt. „Wenn ich es thun
kann, Massa, will ich es natürlich, aber worin soll denn
die Rettung bestehen?“ Er beantwortete meine Frage
nicht, sondern fuhr nur fort auf mich einzudringen, ob
ich es ihm nicht versprechen wolle. „Ich habe dich
aufgezogen, Si,“ fuhr er fort, „habe dich zum Auf-
seher gemacht, und wenn ich dich auch manchmal miß-
handelt habe, so weißt du doch, daß es so schlimm nicht
gemeint war. Versprich mir jetzt, daß du es unter-
nehmen willst.“ Er schien entschlossen zu sein, mein
Versprechen zu haben, bevor er mir die Sache mittheilte,
da er nur zu gut aus Erfahrung wußte, wie ich das
mit aller Energie ausführen würde, worauf ich einmal
mein Wort gegeben. Auf diese Weise mit Klagen und
Thränen bedrängt von einem Manne, dem ich über
dreißig Jahre treu gedient — vielleicht auch aus Furcht
über das uns erwartende Schicksal — willigte ich end-
lich ein und versprach ihm, treulich Alles zu thun, um
das ihm drohende Unheil abzuwenden. Endlich rückte
er dann mit dem Vorschlag heraus. „Du mußt davon-

laufen, Sie, davonlaufen zu meinem Bruder Amos in Kentucky, und alle Neger mit dir nehmen." Hätte er mir gesagt, ich müßte direkt nach dem Monde reisen, so hätte ich nicht erschrockener sein können. „Kentucky, Massa, Kentucky? Ich kenne ja nicht den Weg dorthin." „O, der ist leicht zu finden für einen so geschickten Menschen wie du. Ich gebe dir einen Paß und werde dir genau sagen, was du zu thun hast." Als er aber bemerkte, daß ich noch zögerte, suchte er mich auf's Neue in Furcht zu setzen durch die Verspiegelung, verkauft und nach Georgia gesandt zu werden.

Mehrere Stunden lang drängte er auf mich ein, bald an meinen Stolz appellirend, bald an mein Mitgefühl und meine Furcht. Ich sagte ihm endlich, daß ich mein Bestes thun wolle. Außer mir, meiner Frau und meinen zwei Kindern, waren noch achtzehn Neger da, die ich also 1000 Meilen weit führen sollte, durch ein Land, das ich nicht kannte, und dazu noch in der Mitte des Winters, im Monat Februar. Mein Herr versprach in zwei Monaten nachzukommen und sich selber in Kentucky niederzulassen.

Nachdem mein Entschluß einmal gefaßt war, ging ich auch mit Ernst an die Vorbereitungen, die nicht viel Zeit in Anspruch nahmen. Ein einspänniger Wagen, vollgepackt mit Hafer, Mehl und Speck für unseren und des Pferdes Bedarf stand bald fertig. Mein Stolz war jetzt erregt durch die Wichtigkeit und Verantwortlichkeit des Unternehmens, und ich ging mit ganzer

Seele auf den Plan meines Herrn ein. Die zweite Nacht, nachdem der Plan gefaßt war, befanden wir uns schon auf dem Wege. Sehr günstig für den Erfolg des Unternehmens war es, daß die Leute seit langer Zeit unter meiner Aufsicht gestanden hatten und mir dazu noch dankbar ergeben waren, da ich ihnen stets mein tiefstes Interesse gezeigt und ihnen so manche Erleichterung und Bequemlichkeit in ihrer elenden Lage verschafft hatte. Mangel an Gehorsam brauchte ich also nicht zu befürchten. Die Furcht, von einander getrennt und nach dem fernen Süden verkauft zu werden, wenn sie auf dem alten Gute verbleiben würden, verband sie wie ein Mann und erhielt sie geduldig und fröhlich. Um 11 Uhr Nachts hatten wir die Farm verlassen und vor dem nächsten Nachmittage machten wir keinen besonderen Halt. Die Männer gingen zu Fuß, die Kinder saßen auf dem Wagen und nur meine Frau ritt bisweilen ein wenig auf dem Pferde. Auf diese Weise durchreisten wir Alexandria, Culpepper, Fauquier, Harper's Ferry, Cumberland und passirten die große Gebirgsstraße nach Wheeling. In den Wirthshäusern, an denen wir vorbei kamen, gab es überall besondere Schuppen für Negerzüge, die unter Leitung von Aufsehern oft das Land durchzogen. Auch wir hatten in solchen zu übernachten und die Bezahlung dafür bildete unsere einzige Ausgabe, da wir alle Lebensmittel bei uns führten. Wenn mir Fragen gestellt wurden, so zeigte ich meines Herrn Paß, der mich bevollmächtigte,

seine Sklaven nach Kentucky zu führen. „Ein netter Neger,“ war der Ausdruck, den ich dann oft hörte und der mich wirklich stölz machte.

Wir trafen häufig in unsern Nachtquartieren andere Negertreiber an, deren Opfer gewöhnlich mit Ketten zusammengehalten wurden, um das Davonlaufen zu verhindern. Die erste Frage der Treiber an mich war dann gewöhnlich: „Wem gehören diese Neger?“ und nach Beantwortung derselben die zweite: „Wohin gehen sie?“ „Nach Kentucky.“ „Wer führt sie?“ „Nun, ich habe die Aufsicht über sie.“ „Ein prächtiger Neger,“ hieß es dann gewöhnlich wieder, „dich wird dein Herr nicht verkaufen. Komm herein mit uns.“ So verbrachte ich denn wirklich manchen Abend mit den Aufsehern in der Wirthsstube, und während ihre Neger angekettet im Schuppen lagen, erfreuten sich die Meinigen draußen ihrer Freiheit.

In Wheeling angelangt verkaufte ich gemäß der Anweisung meines Herrn Pferd und Wagen und erhandelte zum Ersatz dafür ein Boot. Unsere Reise war natürlich jetzt weit angenehmer, zu rudern brauchten wir wenig, da der Strom uns mit sich führte, und wir hatten also hinlänglich Zeit, unsere müden Glieder durch Schlaf zu stärken.

Es erwartete meiner jedoch noch eine neue und unerwartete Sorge. Als wir nämlich das Ohioufer passirten, kamen sehr oft Neger an dasselbe herangelaufen und versicherten uns, daß wir jetzt nicht

länger Sklaven, sondern freie Männer seien, sobald wir nur wollten. Besonders in Cincinnati versammelten sich ganze Schaaren Schwarzer um uns und drangen mit aller Gewalt auf uns ein, bei ihnen zu bleiben. Sie sagten, daß wir Thoren sein würden, uns auf's Neue der Sklaverei in die Arme zu liefern, jetzt, da wir unsere eigenen Herren seien und uns außer den Bereich der Verfolgung bringen könnten. Ich bemerkte wohl, wie aufgeregt meine Leute wurden und wie Meinungsverschiedenheit und Zeichen von Ungehorsam sich einstellten. Meine eigene Widerstandskraft begann zu wanken, obwohl mir bis dahin noch nie der Gedanke gekommen war, davonzulaufen. Die Freiheit war von jeher das Ziel meines Ehrgeizes, mein höchster Wunsch gewesen, aber ich hatte sie nicht anders als durch Freikauf zu erlangen gehofft. Ich hatte in diesem Punkte ein besonderes Ehrgefühl, da mir auch von Predigern und christlichen Laien die Pflichten eines Sklaven gegen seinen Herrn als von Gott verordnet hingestellt worden waren. Es war freilich sehr verlockend, meinen Leuten die Freiheit zu verschaffen und selbst mit Frau und Kindern dieselbe zu genießen, eigenes Haus und Boden zu besitzen, nicht länger verachtet und mißhandelt zu werden — doch wie es auch sein mochte, mein Rechtsgefühl war dagegen. Dazu machte sich auch noch der Stolz geltend. Ich hatte meinem Herrn versprochen, sein Eigenthum nach Kentucky zu führen und es in die Hände seines Bruders

Amos abzuliefern. Das war ein wichtiges Unternehmen. Schon auf dem ganzen Wege hatten mir die vielen Lobpreisungen nicht wenig geschmeichelt und ich malte es mir oft im Geiste aus, mit welcher Bewunderung Amos Riley mich betrachten werde, wenn ich meine Aufgabe gelöst haben würde.

Unter diesen Eindrücken und immer klarer erkennend, wie die Schilderungen der Menge festeren Fuß bei meinen Leuten faßten, gab ich den Befehl, das Boot in den Strom zurückzustoßen. Ein Schauer von Verwünschungen folgte mir vom Ufer; meine Sklaven aber waren zu sehr an Gehorsam gewöhnt und zu unwissend und entartet, um das köstliche Gut der Freiheit, das sie in gewissem Sinne jetzt verloren, recht zu schätzen, als daß sie mir irgend welchen Widerstand entgegen gesetzt hätten.

Oft, oft seit jenem Tage ist meine Seele gefoltert worden von den bittersten Qualen, weil ich das Werkzeug gewesen war, so manche meiner Leidensgenossen in die Bande der Sklaverei zurückzuführen. Ich habe mit Gott im Gebet um Vergebung gerungen, und besonders nachdem ich selbst die Süßigkeit der Freiheit gekostet und zu gut das spätere Schicksal mancher jener Sklaven kennen lernte, ist es mir gewesen, als ob ich jene Sünde begangen hätte, die nie vergeben werden kann. Aber ich tröste mich mit dem Gedanken, daß ich nach meiner besten Erkenntniß handelte, obwohl das Licht in mir Finsterniß war. Es waren die Tage meiner Unwissen-

heit; ich kannte noch nicht die gerechten Ansprüche der Manneswürde und wußte nicht, daß das Recht des Sklavenbesitzers nur Räuberei und Gewaltthätigkeit ist.

Aber wie viele Vortheile habe ich selbst persönlich verloren, indem ich jene Gelegenheit zur Erlangung der Freiheit unbenutzt ließ! Aber das Bewußtsein von meiner Charakterstärke, das Gefühl der Unabhängigkeit, der rechte Begriff von E[illegible] — was ich durch Gehorsam gegen das als Recht Erkannte gewann, sind auch Schätze, die ich würdigen muß. Wer treu ist über Weniges, wird auch treu über Viel sein. Vor Gott versuchte ich mein Bestes zu thun und an dem Irrthum meines Urtheils ist nichts Anderes schuld, als das System der Sklaverei, in dem ich groß gezogen worden war.

Siebentes Kapitel.

Eine neue Heimath.

Wir erreichten die Grafschaft Davis in Kentucky etwa in der Mitte April 1825, und ich überlieferte mich mitsammt meinen Begleitern dem Bruder unseres Eigenthümers Amos Riley, der auf seiner Farm 80 bis 100 Neger beschäftigte. Das Haus hatte eine gute Lage, etwa fünf Meilen südlich vom Ohio und fünfzehn Meilen jenseit der gelben Bank an der großen Blackford Bucht. Drei Jahre blieb ich hier und zwar auch in der Stellung eines Aufsehers, da mein Herr mir aus Maryland eine sehr gute Empfehlung mitgegeben und meine Geschicklichkeit und Ehrlichkeit gerühmt hatte. Im Ganzen gestaltete sich unser Leben hier angenehmer. Die Farm war größer und wir erhielten mehr Nahrung, was immer einen wesentlichen Punkt in der Behaglichkeit des Sklaven ausmacht. Wenn gute und genügende Nahrung wichtig ist für einen jeden Menschen, wie viel mehr noch für den Sklaven, dessen Appetit durch die unausgesetzte Arbeit im Freien fortwährend gereizt wird, dessen Geist wenig

beschäftigt ist mit höheren Dingen und der dazu fast alle die Vergnügungen entbehren muß, die Andere genießen können. Mein Posten als Aufseher bot mir manche Vortheile dar, und ich verfehlte nicht, von denselben Gebrauch zu machen, hauptsächlich in Bezug auf jene religiösen Vorzüge, mit denen sich mein Geist so viel beschäftigt hatte, seitdem ich zum ersten Mal von Christo und Christenthum gehört. In Kentucky wurde viel gepredigt, sowohl von Weißen als von Schwarzen, und, theils indem ich diese Gottesdienste und die von Zeit zu Zeit stattfindenden Lagerversammlungen besuchte, theils indem ich sorgfältig mein eigenes Herz studirte und die Entwicklungen der Charaktere um mich herum in verschiedenen Stellungen des Lebens beobachtete, wurde ich besser mit jenen religiösen Gefühlen bekannt, die tief in der Brust eines jeden Menschen verborgen liegen, und ich lernte aus Erfahrung, wie ich dieselben auffrischen oder bei den Trägen und Gleichgültigen erwecken, überhaupt wie ich irgend welche gute, religiöse Eindrücke hervorrufen könne unter der unwissenden und gedankenlosen Menge, die mich umgab.

Große theologische Kenntnisse sind dazu nicht erforderlich; wären sie es gewesen, so hätte ich mich nie dem Predigtamte widmen können. Aber ich bin überzeugt, daß ich, aus der Fülle meines Herzens redend, das tief von seiner Sündhaftigkeit und Unvollkommenheit überzeugt war, durch die Gnade Gottes in Jesu Christo Jenen zum Segen wurde, die noch weniger Zeit hatten

als ich, über die allerwichtigsten Fragen nachzudenken. Ich konnte mich nicht enthalten, dasselbe zu versuchen, was ich Andere auf diesem Gebiete thun sah, und ich begann sofort an meiner eigenen Verbesserung wie an derjenigen meiner Umgebung zu arbeiten, damit wir alle geschickter würden für die Ewigkeit. Zu meiner großen Befriedigung darf ich sagen, daß ich viele Beweise erhielt von dem Segen meiner Arbeit an denjenigen, denen ich sie widmete. Während der Jahre 1825 bis 1828 ließ ich keine Gelegenheit vorübergehen, mich selber weiter zu bilden und auf einer Vierteljahrs-Versammlung der Bisch. Methodistenkirche wurde ich als Prediger angestellt.

Im Frühling des Jahres 1828 kam eine Nachricht von meinem Herrn, daß er sein Weib nicht bewegen könne, ihn nach Kentucky zu begleiten und daß er deßwegen bleiben müsse, wo er sei. Er schickte daher einen Agenten, der alle seine Sklaven, mich und meine Familie ausgenommen, verkaufen und ihm den Erlös zurückbringen solle. Und nun sollte ich noch einmal wieder Zeuge einer jener herzzerreißenden Scenen sein, die sich so tief meinem kindlichen Gemüthe eingeprägt hatten. Die Gefühle der Anhänglichkeit und Zuneigung, die bei dem Afrikaner so stark sind wie bei dem Europäer, wurden grausam mißachtet und die herzloseste Selbstsucht, welche die verhaßte Institution erzeugt, sollte sich noch einmal in ihrer gehässigen und nackten Gestalt enthüllen. Ich wurde freilich verschont, persönlich das Geschick

meiner Genossen zu theilen; aber ich konnte nicht ohne den tiefsten Kummer Zeuge ihrer Angst und ihrer Schmerzen sein. So mußte einst meine Mutter gefühlt haben, als man sie von ihren Kindern trennte. Unwiderstehlich stieg in meinem Herzen der tiefste Haß auf gegen die Sklaverei und gegen die, die sie in's Leben gerufen. Wie konnte ein Sklave auch anders fühlen? In jedem Augenblick mußte er erwarten, ohne Grund in das schrecklichste Elend versetzt zu werden; irgend eine Laune oder eine eingebildete Nothwendigkeit des Sklavenbesitzers konnte es über ihn verhängen, ohne Mitleid und ohne Hülfe; der Sklavenbesitzer war geschützt durch das Gesetz, welches diese grausame Einrichtung aufrecht erhielt.

Während ich so die Scene überblickte, die Seufzer und die schmerzlichen Ausbrüche meiner unglücklichen Genossen anhörte, gingen mir plötzlich die Augen auf und ich beklagte es tief, daß ich sie daran gehindert hatte, die ihnen in Cincinnati gebotene Freiheit zu erlangen. Ich hatte nur an das Interesse meines Herrn, nicht an die Wohlfahrt der armen Sklaven gedacht. O! was hätte ich darum gegeben, noch einmal dieselbe Gelegenheit zu haben! Nun sollten sie durch mich dazu verdammt sein, ihr Leben elend zu beschließen in dem heißen und pestilenzialischen Klima des fernen Südens,—der Tod wäre mir jetzt willkommen gewesen in der Angst meiner Seele. In jener Stunde haßte und verfluchte ich das ganze System der Sklaverei. Nur

ein Gedanke beschäftigte noch meine Seele: die Freiheit zu erlangen, Selbstbestimmung, Befreiung von den grausamen Launen und Glücksumständen der liederlichen Tyrannen; fortzukommen mit Weib und Kindern, irgend ein Fleckchen zu finden, wo ich sie mein nennen könne, wo kein habsüchtiger Besitzer zwischen uns stehen würde als Beurtheiler ihres Werthes; — das schien mir ein Himmel zu sein, nach dem ich mich sehnte mit unsagbarem Verlangen. Ich war bereit dafür zu beten, zu arbeiten, zu heucheln, schlau zu sein wie ein Fuchs, und zu kämpfen wie ein Tiger. Alle die edlen Eigenschaften meiner Seele, zugleich aber auch die wilden Leidenschaften meiner thierischen Natur erwachten und verbanden sich zu thatkräftigem Handeln.

Der Grund, weßhalb mein alter Meister Riley mich und meine Familie vom Verkaufe ausgeschlossen, bestand darin, daß er mich für sich selbst zurück zu haben wünschte. Seine besten Besitzungen hatte man ihm verkauft und nur einige Streifen geringen Landes waren ihm verblieben, die er durch gemiethete Sklaven bearbeiten ließ, seitdem ich seine eigenen fortgeführt. Monat nach Monat wurde er ärmer und schon einige Male hatte er seinem Bruder Amos geschrieben, daß derselbe mir einen Paß geben und mich zurückkehren lassen solle. Dieser zögerte aber damit, da ich ihm die Ausgaben für einen Auffeher ersparte, und er ganz gut wußte, daß das Gesetz ihn in keiner Weise zwingen könne.

Im Laufe des Sommers 1828 kam häufig ein Methodistenprediger, ein guter weißer Mann, in unsere Nähe, mit dem ich bald bekannt wurde. Er interessirte sich für mich, besuchte mich fleißig und sprach eines Tages in vertrauter Weise mit mir über meine Stellung. „Du solltest frei sein," sagte er zu mir, „du hast zu viel Anlagen, um immer in dem eingeschränkten und eigentlich auch nutzlosen Wirkungskreis eines Sklaven zu verbleiben. Es darf natürlich Niemand erfahren, daß ich darüber mit dir gesprochen habe, aber wenn Amos Riley dir die Erlaubniß zu einem Besuch nach Maryland gibt, so will ich dir die Mittel und Wege zeigen, durch die es dir vielleicht gelingen kann, deine Freiheit zu erkaufen." Er sagte mir dies zu wiederholten Malen, und da es ganz im Einklang stand mit meinen eigenen Aussichten und Wünschen, dazu meiner Selbstachtung schmeichelte, so entschloß ich mich, die Sache so bald wie möglich zu einer Entscheidung zu bringen. Die Herbstarbeit war vorüber, man brauchte mich nicht mehr auf den Feldern, die Gelegenheit für mich war also so günstig, wie nur möglich — dennoch zögerte ich, den Vorschlag zu machen. Es hing so viel davon ab, so manche süße Hoffnung war damit verknüpft, daß ich für den Erfolg zitterte.

Endlich rückte ich an einem Sonntagmorgen, während ich meinen Herrn rasirte, mit meinem Anliegen heraus, und da ich Gelegenheit haben wollte, dasselbe erst recht gut anzubringen, bevor er mir antworten

konnte, so wußte ich geschickt die Rasirbürste nahezu in seinen Mund zu bringen, sobald er mich zu unterbrechen versuchte. Ich erwähnte natürlich nichts von dem Plane, mich frei zu kaufen, sondern gründete meinen Wunsch darauf, daß ich meinen alten Herrn gern noch einmal sehen möchte. Zu meiner Verwunderung machte Amos Riley wenig Einwendungen. Ich sei ihm treu gewesen, hätte seine Achtung errungen und könne ja vor dem Frühlinge wieder zurück sein. Er ging sogar so weit, mir zu sagen, daß ich einen solchen Vorzug auch verdient hätte.

Das Zeugniß, das er mir ausstellte, erlaubte mir, von Kentucky nach Maryland und wieder zurück zu reisen, als ein Diener Amos Riley's. Damit versehen und zugleich mit einem Briefe von meinem Methodistenfreunde an einen Prediger in Cincinnati, brach ich in der Mitte des Septembers nach dem Osten auf. Es begann für mich jetzt ein neuer Abschnitt meines Lebens. Der Brief, den ich mit mir trug, gewann mir eine Anzahl unschätzbarer Freunde, welche mit Herz und Seele auf meinen Plan eingingen. Sie verschafften mir Gelegenheit, auf mehreren Kanzeln der Stadt zu predigen, und ich brachte meine Angelegenheit mit einer solchen Beredtsamkeit vor, wie sie oft unwillkürlich einer Brust entströmt, die erfüllt und durchdrungen ist von einem belebenden Gegenstande. Die Berührung mit Solchen, die sich selbst der Freiheit erfreuten, und ein stolzes Gefühl der Befriedigung darüber,

daß mein Schicksal in meine eigene Hand gelegt war, verlieh mir eine begeisterte Zunge. Ich kämpfte für Leben oder Tod, Himmel oder Hölle, und diejenigen, die mich hörten, fühlten es in ihrem Herzen. In drei bis vier Tagen konnte ich die Stadt verlassen mit einer Summe von 160 Dollars in meiner Tasche und mit einer Seele, welche jubilirte von Dankbarkeit. Erfüllt von Hoffnung, wandte ich jetzt meine Schritte nach Chillicothe, wo die Ohio Conferenz der Bisch. Methodistenkirche ihre Sitzung hielt. Mein gütiger Freund begleitete mich, und durch seinen Einfluß und seine Bemühungen wurde mir noch ein weiterer Erfolg zu Theil. Auf seinen Rath kaufte ich mir auch einen anständigen Anzug und ein ausgezeichnetes Pferd, auf dem ich dann von Stadt zu Stadt ritt, überall, wohin ich kam, predigte ich und wurde mit der größten Freundlichkeit behandelt. Der Contrast zwischen der Achtung, mit der man mir begegnete, und der Behandlung in meinem gewöhnlichen Plantageleben erweckte in mir Gefühle, wie sie in Jedem entstehen müssen, der noch einen Funken von persönlicher Selbstachtung in sich trägt. Die süße Freude über das Mitgefühl und das herzliche „Gott segne dich, Bruder", waren für mein langerstorbenes Herz eine himmlische Belohnung, eine Nahrung, die mir die Engel zuführten. Die Freiheit war eine glorreiche Hoffnung in meinem Geiste, nicht als eine Erlösung von der Arbeit (ich liebte die Arbeit, wenn mein Herz dabei war), sondern weil sie mir Zu-

gang eröffnete zu veredelnder Arbeit und zu einem Verkehr mit mir überlegenen Geistern. Dennoch hielt ich an dem Entschlusse fest, sie nur auf eine gesetzliche Weise zu erlangen — durch Freikauf. Der Becher meiner Leiden war noch nicht voll genug, mich alle meine Pflichten gegen meinen Herrn vergessen zu machen.

Achtes Kapitel.

Meine Rückkehr nach Maryland.

Bevor ich Ohio verließ und mich nach Montgomery Grafschaft wandte, hatte ich 270 Dollars, außer meinem Pferd und meinen Kleidern. Stolz über meinen Erfolg, erfreute ich mich des Gedankens, mich noch einmal wieder auf dem Platze zu zeigen, wo ich nur als „Riley's Hauptneger" bekannt gewesen war, und es gewährte mir keine kleine Genugthuung, als ich um Weihnachten nach dem alten Hause hinaufritt.

Riley war nicht zurückhaltend in seinem Empfang, sondern bezeugte auf eine laute Weise seine große Freude, als er mich sah. „Si, was hast du denn gemacht, du bist ja ein rechter schwarzer Gentleman geworden!" Mein Pferd und meine Kleider schienen ihn zu überraschen, und ich sah bald, daß sie ihn verwirrten, denn meine Kleider waren offenbar besser als die seinigen. Es offenbarte sich bald in seinem Benehmen jener tyrannische Haß, mit dem die Gemeinen und Rohen, die keine angeborene Geistesüberlegenheit besitzen, das geringste Zeichen von Gleichheit bei ihren

Untergebenen behandeln. Sein Gesicht schien mir sagen zu wollen: „Ich werde den Gentleman schon bald aus dir herausbringen." Ich gab ihm einen Bericht über meine Predigten und erklärte ihm, wie ich zu meinen Kleidern gelangt sei, ohne ihm natürlich meinen Hauptzweck zu verrathen. Er verlangte meinen Paß zu sehen und als er bemerkte, daß derselbe mich berechtigte, nach Kentucky zurückzureisen, händigte er denselben seiner Frau ein, damit sie ihn in sein Pult verschlösse. Die Handlungsweise war kühl und erschreckend und es war mir, als ob ich auf's Neue in die Gefängnißthür getreten wäre und die Riegel vorgeschoben würden. Ich sagte nichts, faßte aber meine eigenen Pläne.

Nachdem ich mein Pferd in den Stall gebracht, begab ich mich in die Küche, wo mir meine Schlafstelle angewiesen worden war. O, wie verschieden von den Bequemlichkeiten, die ich während der letzten drei Monate in den freien Staaten genossen, war diese gedrängt volle Küche mit ihrem Erdboden, ihrem Schmutz und Gestank! Ich blickte um mich mit einem Gefühl der Verabscheuung. Die gegenwärtigen Neger waren mir fremd; meine Mutter war während meiner Abwesenheit gestorben, und es war somit jedes Band zerrissen, das mich an diese Scholle knüpfte.

Voll düsterer Betrachtungen über meine Einsamkeit und das ärmliche Aussehen der ganzen Farm setzte ich mich nieder, und während meine Gefährten in glücklichem Unbewußtsein schnarchten, dachte ich darüber

nach, wie ich am besten diesem hassenswerthen Platze entfliehen könne.

Ich kannte hier nur einen Freund, Herrn Frank, den Schwager Riley's, von dem ich schon früher erzählte. Derselbe war jetzt volljährig und hatte ein Geschäft in Washington etablirt. Ich hoffte, daß er sich noch für mich interessiren würde, da ich ihm einmal nach bestem Vermögen seinen Kummer erleichtert hatte, als er noch ein mißhandelter Knabe im Hause seiner Schwester war. Zu ihm entschloß ich mich zu gehen und sobald ich glaubte, die Zeit zur Abreise sei da, sattelte ich mein Pferd und ritt nach dem Wohnhause. Es war noch früh am Morgen; aber Riley war schon in seinem gewohnten Geschäfte nach der Taverne gegangen, während seine Frau am Fenster erschien, um mein Pferd und meine Kleidung zu mustern. Sie fragte mich, wohin ich gehen wolle, und ich antwortete ihr: „Zu Herrn Frank nach Washington; aber ich muß meinen Paß mit mir nehmen und möchte Sie um denselben bitten." „O, hier kennt dich Jedermann, du brauchst keinen Paß." „Ja, es könnte doch sein, daß ich einem unwirschen Fremden begegnete, der mich anhielte und plagte, wenn er mir nicht noch Schlimmeres thäte." „Gut, so will ich ihn dir holen." Sie ging und ich war zu froh, als ich sie mit dem Paß zurückkehren sah und sie ihn mir einhändigte, ohne einen Gedanken daran zu haben, wie wichtig derselbe für mich sei.

Der Empfang von Seiten Frank's war so freundlich

und herzlich, wie ich es nur erwarten konnte. Ich machte ihn sogleich mit allen meinen Plänen und Hoffnungen bekannt. Er ging aufrichtig darauf ein und drückte auf's Herzlichste sein Mitgefühl aus. Ich merkte bald, daß er Riley gründlich verachtete, weil derselbe ihm einen Theil seines Vermögens vorenthalten hatte, was er als Vormund zu verwalten gehabt. Da er jedoch mit ihm nicht auf kriegerischem Fuße lebte, so erklärte er sich bereit, mit seinem Schwager über meine Freilassung verhandeln zu wollen, und begab sich zu diesem Zwecke einige Tage später zu demselben. Er legte ihm meinen Plan vor und sagte ihm, daß ich Geld und einen Paß besitze, daß ich ein gewandter Mensch sei und ihm treu und redlich gedient, ja schon hundert Mal den Preis für mich bezahlt habe durch den bedeutenden Ertrag, den ich durch meinen Einfluß und meine Geschicklichkeit auf seinen Feldern erzielte. Er ermahnte ihn, mein redliches Anerbieten anzunehmen, da ich sonst vielleicht ohne seine Hülfe fertig werden könne, und er weder mich noch mein Geld sehen würde; mein Paß und mein Pferd machten mich, wie er ihm sagte, jetzt schon unabhängig von ihm und er solle sich lieber mit guter Miene in das Unvermeidliche fügen, das nun doch nicht zu ändern sei. Durch solche Beweisgründe brachte er Riley auch wirklich dahin, daß derselbe versprach, über die Sache nachzudenken und sich endlich auf einen Freikauf einließ. Er stellte die Bedingung, mir meine Freipapiere für 400 Dollars auszuliefern und

zwar sollte ich 350 Dollars baar bezahlen und für die übrigen 50 mich ihm in einer Verschreibung verpflichten. Mein Geld und mein Pferd setzten mich in den Stand, ihm die Baarzahlung zu leisten, und so schien sich denn meine schöne Hoffnung auf redliche Weise verwirklicht zu haben. Das Geschäft hatte eine ziemliche Zeit in Anspruch genommen, und erst am 9. März 1829 erhielt ich meine Freilassungspapiere, in gesetzlicher Form ausgestellt. Ich beschloß nun, sogleich nach Kentucky zurückzukehren. Am Morgen vor meiner Abreise trat mein früherer Besitzer freundlich zu mir herein und ließ sich mit mir in ein Gespräch über meine Pläne ein. Er fragte mich, ob ich gesonnen sei, meine Papiere zu zeigen, wenn man mich auf dem Wege fragen würde, und als ich ihm dies bejahte, sagte er zu mir: „Du würdest ein Narr sein, wenn du das thätest. Sklavenhändler würden dich auffangen und in's Gefängniß werfen; dann würde man dich zur Erlangung der Gefängnißunkosten verkaufen und du würdest im Besitze dieser Händler sein, ehe daß irgend einer deiner Freunde dir helfen könnte. Dein Paß ist für dich ausreichend und deine Papiere will ich für dich in ein Couvert einschließen, versiegeln und an meinen Bruder Amos adressiren. Niemand wird wagen, das Siegel zu erbrechen, da dieses gegen das Gesetz ist; kommst du dann nach Hause, so hast du deine Papiere wohlerhalten und sicher bei dir." Ich dankte ihm für den freundlichen Rath, und in meinem Glücke unfähig, gegen Andere Verdacht zu

fassen, erlaubte ich ihm, meine Papiere einzupacken. Er schloß sie in verschiedene Umhüllungen ein, versah das Packet mit drei Siegeln und adressirte es an seinen Bruder Amos in Davis Grafschaft, Kentucky. Ohne Arg steckte ich es in meinen Reisesack. Ich begab mich dann sofort zu Fuß nach Wheeling, nahm hier ein Boot und erreichte zur rechten Zeit den Ort meiner Bestimmung. Zu wiederholten Malen wurde ich auf meinem Wege angehalten, aber ich entging allen ernsten Hindernissen, indem ich immer darauf bestand, mich vor den Magistrat zu führen, und dieser konnte mich nicht festhalten, da mein Paß sich in guter Ordnung befand.

Das Boot, mit dem ich von Louisville abgereist war, setzte mich im Dunkeln an's Land, und ein Gang von einigen Stunden brachte mich zu der Farm. Da es schon Schlafzeit war, begab ich mich sogleich in meine Wohnung, wo ich Weib und Kinder wohl antraf. Natürlich hatte ich viel mit meiner Frau zu besprechen, und erfuhr bald, daß ich nicht nur Neues zu erzählen, sondern auch solches zu hören hatte. Lange vor meiner Ankunft waren Briefe in dem Herrenhause angekommen und die Kinder desselben hatten nichts Eiligeres zu thun gehabt, als meine Frau mit dem Inhalte derselben bekannt zu machen. Dadurch hatte sie denn erfahren, daß ich gepredigt, Geld gesammelt und mich frei gekauft habe. Sie fragte mich mit ängstlicher Spannung, woher ich denn nur das Geld genommen habe, denn daß ich es wirklich durch meine Predigten erhalten hatte,

konnte sie nicht begreifen. Ich hatte Mühe, ihr den Glauben zu nehmen, daß ich es gestohlen habe. „Aber woher willst du nur den Rest der tausend Dollars nehnehmen?" fragte sie mich. „Der tausend Dollars?!" O, wie diese Worte mich darnieder schlugen! Ich begann sogleich Betrug zu fürchten und drang in meine Frau ein, mir doch Alles, was sie wisse, mitzutheilen. Sie erzählte mir nun, daß Amos von seinem Bruder Briefe erhalten habe, worin dieser ihm mittheilte, daß ich 1000 Dollars für meinen Freikauf zu zahlen mich verpflichtet hätte; 350 davon seien bereits abbezahlt und bis ich auch die übrigen 650 Dollars abbezahlt hätte, dürfe Amos mir meine Papiere nicht verabfolgen. Jetzt merkte ich die ganze Schurkerei! Darum also hatte Riley sich so freundlich erboten. meine Papiere zu verpacken, damit Niemand außer seinem Bruder dieselben zu Gesicht bekäme. Verachtung wäre ein zu gelinder Ausdruck für das, was ich über diese Spitzbüberei fühlte. Ich war außer mir vor Zorn und fast gelähmt vor Verzweiflung. Der Traum von Glück und Segen war vorüber. Was konnte ich thun, mich wieder aufzurichten? Der einzige Zeuge der Wahrheit, Herr Frank, war tausend Meilen von mir entfernt. Ich konnte nicht an ihn schreiben und konnte keinen Anderen bitten, es für mich zu thun, da alle Diejenigen, die des Schreibens kundig waren, selbst Sklavenbesitzer waren. An den Magistrat konnte ich mich auch nicht wenden, aus Furcht, aufgegriffen und nach dem Süden

verkauft zu werden; die Hand eines jeden Weißen war wider mich. Eines aber war gewiß: meine Papiere durften nicht in Amos Riley's Hände gelangen. Ich sagte meiner Frau, daß ich dieselben seit meinem Aufenthalt in Louisville nicht gesehen habe, und daß sie sich möglicherweise in meinem Reisesacke befänden, vielleicht aber auch verloren gegangen sein könnten. Ich selbst wolle nicht darnach sehen, wenn sie dieselben aber fände, so würde es wohl das Beste sein, sie ohne mein Wissen zu verbergen.

Am nächsten Morgen, als das Horn zur Arbeit rief, begab ich mich zu Amos Riley. Er saß auf einer Stiege und rief mir, sobald er mich erkannte, ein herzliches „Willkommen" entgegen. „Halloh Si! bist du es? Ich freue mich sehr, dich wieder zu sehen, du bist ja ein wahrer schwarzer Gentleman geworden!" Bei den letzten Worten prüfte er meine Kleider mit einem musternden Blicke. „Und du möchtest frei sein, he? Mein Bruder Isaak hat es mir geschrieben; aber er behandelt dich zu hart; 650 Dollars sind nicht leicht aufzubringen in dem alten Kentucky." Aus dem nun folgenden Gespräch ging klar hervor, daß meine Frau recht hatte. Mein alter Meister dachte gar nicht daran, mich frei zu geben. Er wußte, daß ich die 650 Dollars nicht würde erschwingen können, wenn sein Bruder mich in seinem Besitze hielt. Letzterer fragte mich jetzt, ob ich nicht Papiere für ihn hätte. Ich antwortete ihm, daß ich solche allerdings gehabt, daß sie sich aber nicht

mehr in meinem Reisesacke befänden. Er schickte mich darauf nach dem Landungsplatze, um zu sehen, ob ich sie vielleicht verloren hätte auf dem gestrigen Wege. Ich fand sie natürlich nicht und er machte nicht viel Aufhebens davon, da er beabsichtigte, mich für sich selbst zu behalten und die ganze Sache nur als einen schlauen Streich seines Bruders ansah, mir Geld zu erpressen. Aber alles, was er darüber zu sagen hatte, war: „Nun, ein Unglück wie das kann Jedem passiren.“ Das war der Trost für einen Mann, der fast wahnsinnig war vor Kummer über den gemeinen und offenbar unabänderlichen Schurkenstreich, den man ihm gespielt. Ich hatte gehofft, bald frei und im Stande zu sein, die übrigen fünfzig Dollars zu verdienen, um meinen Verpflichtungen gegen Riley nachzukommen, und anstatt dessen mußte ich nun wieder mit meiner alten Arbeit beginnen. Es nützte nichts, meinen Kummer zur Schau zu tragen und ich begab mich so ruhig wie möglich an die Arbeit, entschlossen, auf Gott zu vertrauen und nicht zu verzweifeln.

Neuntes Kapitel.

Nach dem Süden geführt. Trennung von Weib und Kindern.

Ein Jahr verlebte ich in der gewöhnlichen Weise. Von Zeit zu Zeit neckte mich mein Meister wegen der 650 Dollars und erzählte mir, daß sein Bruder fortwährend an ihn schreibe und ihn frage, warum denn „Si" kein Geld schicke. Bei den Brüdern ging es wie mit zwei Diamanten, die sich gegenseitig reiben. Amos dachte gar nicht daran, seinem Bruder das Spiel zu erleichtern; er war froh genug, mich für seinen eigenen Dienst zu behalten. Jedoch ganz plötzlich und unerwartet berichtete er mir, daß sein Sohn Amos, ein junger Mann von 21 Jahren, sich nach Orleans begeben würde mit einem Plattboot, um die Erzeugnisse der Farm dort so vortheilhaft wie möglich zu verkaufen, und daß ich ihn begleiten solle, um das Geschäft zu leiten.

Diese Mittheilung war genug für mich. Obgleich

es nicht deutlich gesagt wurde, so wußte ich doch, was man beabsichtigte, und mein Herz zuckte zusammen vor Weh über dieses schreckliche Ende meiner langgehegten Hoffnungen. Jetzt schien es keine Wahl mehr zu geben, als den Tod; dennoch wollte ich nicht verzweifeln und tröstete mich, daß Hoffnung da sei, so lange das Leben währe. Die Aussicht auf das mich erwartende Schicksal rief jedoch in mir ein Gefühl hervor, das der Verzweiflung nahe kam, und vergebens würde ich versuchen, den elenden Zustand zu beschreiben, in dem ich mich befand, als ich meine Vorbereitungen für die Reise traf. Ich hatte nicht viel zu ordnen, aber eines schien mir wichtig zu sein: ich bat meine Frau, meine Freipapiere in Zeug einzunähen und dieses um meinen Leib zu befestigen. Ich hoffte, daß ich doch noch vielleicht Gebrauch von denselben machen könne, und ich wollte kein Mittel unversucht lassen, um dem fürchterlichen Dienste zu entgehen, der mir drohte.

Die Ursache dieser Handlungsweise von Seiten Amos Riley's habe ich niemals völlig begriffen. Sie entsprang aus einem eifrigen Briefwechsel zwischen ihm und seinem Bruder. Waren sie zuletzt übereingekommen, mich zu verkaufen und den Erlös unter sich zu theilen? Fürchtete Amos Riley, daß ich ihm davonlaufen könne und wollte er mich an einen Ort senden, von wo es keine Rückkehr mehr gibt? — Ich weiß es nicht. Daß er aber beabsichtigte, mich zu verkaufen,

war Thatsache, und Gott weiß es, wie schwer dieser Schlag mich traf.

Meine Frau und Kinder begleiteten mich nach dem Landungsplatze, wo ich ihnen „Lebewohl" sagte, vielleicht für's ganze Leben. Dann begab ich mich in das Boot, in dem sich außer dem jungen Amos und mir noch drei für diese Reise gemiethete weiße Männer befanden. Unsere Ladung bestand in Rindvieh, Schweinen, Geflügel, Getreide und Whiskey, welche Produkte wir in den am Ufer liegenden Ortschaften zu dem bestmöglichsten Preise verkaufen sollten. Es war eine ganz gewöhnliche Geschäftsreise, die sich durch keine Unfälle, wie Sturm, Schiffbruch u. s. w. auszeichnete, desto mehr aber durch den Sturm der Leidenschaften in meinem Herzen und durch die Gefahr des Schiffbruchs meiner eigenen Seele, die während der ganzen Reise drohend über mir schwebte. Nur eines besonderen Umstandes will ich erwähnen, der wie so manche andere Ereignisse meines Lebens die Wahrheit des Bibelwortes bestätigt: „Und wer unter euch der Größeste sein will, soll euer Diener werden." Abwechselnd mußten wir unsern Platz am Steuerruder einnehmen, manchmal unter Leitung des Kapitäns, manchmal auf unsere eigene Verantwortung, da er nicht immer wach sein konnte. Während des Tages war es keine schwierige Arbeit, wohl aber in der Nacht, wo es galt, Sandbänke und Felsspitzen im Flusse zu vermeiden. Der Kapitän war der Einzige, der es konnte, und weil ich, als der

einzige Schwarze unter ihnen, drei Mal so lange am Steuer sein mußte als die Anderen, daher fleißig den Kapitän beobachten und ihm ablernen konnte, so verstand ich es bald besser als die Uebrigen, das Boot zu regieren, Sägemühlen zu meiden, auf einer Sandbank zu landen, Felsspitzen und Dampfschiffen auszuweichen. Als dann bald darauf der Kapitän an einer Augenentzündung erkrankte und fast gänzlich erblindete, konnte ich allein seine Stelle einnehmen, und war in der That bis zu unserer Ankunft in New Orleans der Befehlshaber des Bootes. Nach der Erblindung des Kapitäns hatten wir bei Nacht zu ankern, da nur er den Fluß schon passirt hatte. Es war auch nothwendig, eine Wache aufzustellen, um sicher zu sein vor den am Ufer wohnenden Negern, die häufig Boote wie das unsrige angriffen und beraubten. Als wir in Vicksburg anlegten, erhielt ich Erlaubniß, einige nahe liegenden Plantagen zu besuchen, wo sich einige meiner alten Kameraden befanden, die ich von Maryland mit mir gebracht hatte. Es war der traurigste Besuch, den ich je gemacht. Vier Jahre in einem ungesunden Klima und unter einer harten Behandlung hatten sie um zwanzig Jahre älter gemacht und ihre Wangen waren buchstäblich hohl vor Hunger und Krankheit. Sie beschrieben mir ihr tägliches Leben als eine unausgesetzte Arbeit in den sumpfigen Märschen, unter der glühenden Sonne, wobei sie halb nackt gekleidet, fortwährend den giftigen Dünsten und den

Bissen der Mosquitos und der Schlangen ausgesetzt waren. Sie hofften auf den Tod als die einzige Erlösung. Manche von ihnen weinten, als sie mich sahen, über das Schicksal, das meiner wartete. Ich schied von ihnen mit einem gebrochenen Herzen, und bis heute verfolgt mich die Erinnerung an jene elende Gruppe.

Zehntes Kapitel.

Eine schreckliche Versuchung.

Die ganze äußere Natur schien meine düsteren Gedanken zu nähren. Wie verschieden sind die Gefühle derer gewesen, welche den Mississippi hinuntergefahren sind! Die, welche von Nichts gedrückt sich fühlen, mögen wohl Naturschönheiten und genug Interessantes wahrnehmen und gewinnsüchtige Kaufleute sehen einen Goldfluß, beladen mit den Reichthümern aller Nationen, — ich sah nichts als Anzeichen des Wahns und der Verzweiflung. Alles, was ich bemerkte, waren elende Negerhütten, stinkende Gerüche, halbverfaulte, mit grünen Fliegen und Raubvögeln bedeckte Cadaver von Ochsen und Pferden, die an uns vorüberschwammen. Ich verlor den Glauben an Gott; ich konnte nicht mehr beten, hatte alles Vertrauen verloren. Ich bildete mir ein, daß er mich verstoßen und für immer verlassen habe, und ich schrie nicht zu ihm um Hülfe. Ich erblickte im Geiste nur die faulen Krankheitsstoffe, die abgezehrten Gesichter meiner Mitsklaven und als den einzigen sicheren, schnellen und liebenden Erlöser

aller Elenden — den Tod! Ja, — Tod und Grab! „Da müssen doch aufhören die Gottlosen mit Toben; daselbst ruhen doch, die viel Mühe gehabt haben. Da haben doch miteinander Frieden die Gefangenen, und hören nicht die Stimme des Drängers.“ Zwei Jahre eines solchen Lebens mußten mich tödten. Ueber diese Gedanken brütete ich. Zwei Jahre! — und dann sollte ich frei sein! Frei! Das war ja meine langgenährte Hoffnung, wenn sie sich auch in anderer Weise verwirklichte, als ich gedacht.

Wenn ich so während meiner Wache auf dem Verdeck auf- und abging, zog manch schmerzlicher und leidenschaftlicher Gedanke durch meine Seele. Nach Allem, was ich für Isaak und Amos Riley gethan, jetzt solch' eine Belohnung; nach aller Achtung, die für mich zu hegen sie vorgegeben, solch' eine Mißachtung aller meiner Ansprüche an sie! Die grausame Selbstsucht, mit der sie bereit waren, mich in jedem Augenblick ihren Interessen zu opfern, verwandelte mein Blut in Galle und machte aus einem lebhaften, gutherzigen Menschen einen wilden, mürrischen und gefährlichen Sklaven. Ich war nicht bereit, wie ein Lamm zur Schlachtbank zu gehen, sondern fühlte wohl, wie ich mit jedem Tage gefährlicher wurde, und als wir uns dem Orte näherten, wo die Sünde an mir begangen werden sollte, ergriff mich eine unbezähmbare Wuth. Ich sagte zu mir selbst: „Wenn es dazu kommen soll, so kann ich nicht mehr lange leben. Hat das Leben im Süden schon einen solchen

Einfluß gehabt auf jene Armen, die ich kurz zuvor besuchte, und die jünger sind als ich, so wird es mich bald tödten. Ich soll an einen Ort und in Verhältnisse kommen, die mein Leben nicht allein kürzen, sondern auch elend machen werden. Warum soll ich das nicht verhindern, wenn ich es thun kann, indem ich das Leben derjenigen verkürze, die an mir diese Ungerechtigkeit begehen wollen? Ich kann es thun mit leichter Mühe, da sie keinen Verdacht haben und in diesem Augenblick gänzlich unter meiner Controlle und in meiner Macht stehen. Es gibt viele Arten, auf welche ich sie tödten und dann entfliehen kann, und ich fühle mich ganz gerechtfertigt, die erste Gelegenheit zu meiner Befreiung zu benützen." Das waren Gedanken, die nicht nur meinen Geist durchzogen und dann verschwanden, sondern bei jedem neuen Erscheinen nahmen sie bestimmtere Form und Gestalt an, bis es bei mir zum Entschluß kam, den Gedanken in Wirklichkeit zu verwandeln.

Ich wollte meine vier Gefährten tödten, das Geld nehmen, das im Boote war, letzteres versenken und nach dem Norden entfliehen. Der Plan konnte freilich auch fehlschlagen; aber er war eben unter den obwaltenden Umständen gefaßt worden, wie die Pläne der meisten Mörder. Geblendet durch Leidenschaft und fast wahnsinnig wie ich war, schienen für mich keine Schwierigkeiten vorhanden zu sein, und in einer dunkeln, regnerischen Nacht, nur wenige Stunden von New Orleans entfernt, glaubte ich, die rechte Stunde sei gekommen. Meine Ka-

meraden schliefen unten, ich war allein auf dem Verdeck; ich schlich mich leise hinunter, ergriff eine Axt und betrat die Kajüte. Bei dem trüben Lichtschimmer schaute ich nach meinen Opfern aus. Der junge Amos lag mir am nächsten, meine Hand glitt am Griff hinunter, und ich erhob die Axt, um den schrecklichen Schlag zu thun, — als mich plötzlich der Gedanke durchzuckte: „Du willst morden und bist ein Christ!" Bis dahin hatte ich mein Vorhaben nicht Mord genannt, sondern Selbstvertheidigung, um Andere zu hindern, einen Mord zu begehen. Ich glaubte, daß die That gerecht und sogar lobenswerth sei, — aber plötzlich wurde es mir klar, daß ich im Begriffe stehe, ein Verbrechen zu begehen. Ich wollte einen jungen Mann tödten, der mir nichts zu Leide gethan, sondern nur die Befehle seines Vaters befolgt hatte. Alle Früchte meiner bisherigen Anstrengungen, ein gutes Gewissen zu bewahren, den Charakter, den ich erlangt, den Frieden meiner Seele, der mich bis dahin nie verlassen, setzte ich auf's Spiel. Das Bewußtsein von all diesem kam über mich so stark, als ob Jemand mir die Worte in's Ohr flüstere, und ich wandte meinen Kopf, um zu lauschen. Ich schreckte zurück, legte die Axt nieder und dankte Gott, wie ich es seitdem jeden Tag gethan, daß er mich vor der schrecklichen That bewahrt.

Meine Gefühle waren noch immer aufgeregt; aber sie waren geändert. Ich war erfüllt von Scham und Reue über mein Vorhaben und voll Furcht, daß die Anderen

es auf meinem Gesichte lesen oder ein unbedachtes Wort meine schuldigen Gedanken verrathen könnte, daher blieb ich die ganze Nacht auf dem Verdeck, anstatt einen der Schlafenden zu meiner Ablösung zu wecken. Nichts brachte meinem Geiste Ruhe als der feierliche Entschluß, mich ganz in Gottes Hand zu legen und mit Dankbarkeit, wenn ich könnte, jedenfalls aber mit Ergebung in seinen Willen das anzunehmen, was Er über mich verhängen würde. Ich dachte, wenn mein Leben kurz sei, so würde auch das Leiden bald ein Ende haben, und daß es besser sei, mit der Hoffnung eines Christen zu sterben und mit einem unbelasteten Gewissen, als zu leben mit der beständigen Erinnerung an ein Verbrechen, welches den Werth des Lebens zerstören, und unter der Last eines Geheimnisses, welches die Befriedigung über meine Freiheit und jeden anderen Segen von mir nehmen würde.

Es währte lange, bis ich meine Selbstbeherrschung und Heiterkeit wieder erlangte; aber ich glaube nicht, daß außer denen, die von mir selbst die Sache erfuhren, irgend Jemand eine Ahnung von meiner Absicht hatte.

Elftes Kapitel.

Errettung durch die Vorsehung.

Wenige Tage nach dieser entscheidenden Krisis in meinem Leben erreichten wir New Orleans. Der Rest der Ladung wurde verkauft, die Männer entlassen, und es blieb nichts mehr zu thun übrig für den jungen Herrn, ehe er auf einem Dampfschiffe nach der Heimath zurückkehrte, als auch mich und das Boot zu verkaufen. Er selbst sagte mir, daß dieses der Auftrag seines Vaters sei, und daß er sich desselben entledigen müsse. Verschiedene Pflanzer kamen, mich zu sehen und zu prüfen. Ich mußte eine Probe ablegen, wie schnell ich laufen könne; die Vorzüge meines Körpers wurden geprüft, wie man es bei einem Pferde gethan haben würde, und natürlich wurden auch meine besonderen Fähigkeiten hervorgehoben, damit mein Werth als Hausthier noch erhöht werden möchte. Amos hatte scheinbar freundlich mit mir gesprochen und mir versichert, er werde einen guten Herrn für mich suchen, der mich als Kutscher oder Hausdiener

anstellen würde; die Zeit verging jedoch, ohne daß ich irgend welche Bemühungen von seiner Seite dazu bemerkte.

Während unserer Freizeit versuchte ich jedes Mittel, sein Herz zu bewegen. Mit Thränen und Seufzern bat ich ihn, mich doch nicht von Weib und Kindern zu trennen. Ich erinnerte ihn an die Dienste, die ich seinem Vater geleistet, an die tausend kleinen Dinge, die ich für ihn persönlich gethan, beschrieb ihm den elenden Zustand der Sklaven in Vicksburg — doch, obwohl er bei meinen Worten oftmals Thränen vergoß, blieb seine Absicht unverändert. Er wich mir aus, so viel er konnte und vermied es, mit mir zu reden. Sein Gewissen war offenbar beunruhigt; er wußte, daß er eine grausame Handlung zu begehen im Begriffe stand; aber er versuchte, dem Nachdenken darüber zu entgehen, Ich folgte ihm jedoch hart, denn ich kämpfte für mein Leben. Manchmal fiel ich nieder und umklammerte seine Kniee unter Bitten und Flehen; aber wenn ich ihn zu hart bedrängte, so fluchte er und schlug mich. Möge Gott ihm vergeben. Es war ja eigentlich nicht sein Fehler; er wurde von Kind auf nichts Besseres gelehrt. Ich war sein Eigenthum — nicht Mensch, Vater und Ehegatte; es kamen hier nur die Gesetze des Eigenthumsrechtes und der Selbstinteressen zur Geltung, nicht die der Menschlichkeit und Liebe. Endlich war Alles geordnet bis auf dieses einfache Geschäft. Am nächsten Tage sollte ich verkauft werden und gleich

darauf wollte Master Amos nach seiner Heimath zurückkehren. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen; die Stunden derselben schienen mir unerträglich lang zu sein, obwohl es eine der kürzesten des Jahres war. Wir waren so langsam den Fluß herunter gekommen, daß wir gerade in den heißesten und kürzesten Tagen New Orleans erreichten, und Jedermann weiß, was das Klima um diese Zeit da zu bedeuten hat. Und nun trat eine jener plötzlichen Vermittlungen ein, wodurch in einem Augenblick der Lauf eines Menschenlebens geändert wird, eine jener kleinen, zuerst kaum bemerkbaren Zufälligkeiten, durch die der Glaube, daß „wenn die Noth am größten, Gottes Hülfe am nächsten ist", aufrecht erhalten wird. Früh, vor Anbruch des Tages, rief mein junger Herr mich zu sich und sagte mir, daß er sich sehr krank fühle. O, wie hing meine ganze Zukunft von diesen Worten ab! Ich rieth ihm, sich niederzulegen, und war der Ueberzeugung, daß es bald vorüber gehen werde. Sein Magen war in Unordnung, er wurde schlimmer und schlimmer, und es blieb bald kein Zweifel, daß er vom Flußfieber ergriffen war. Schon um acht Uhr Morgens war er gänzlich geschwächt. Das Blatt hatte sich nun gewendet. Ich war nicht länger mehr Eigenthum, nicht mehr ein Thier, das man willkürlich kaufen und verkaufen konnte, sondern sein einziger Freund in der Mitte von Fremden. Wie verschieden war jetzt sein Ton von dem des vorherigen Tages! Er war jetzt der Bittende,

ein armes, erschrockenes Geschöpf, das sich vor dem Tode fürchtete und sich nun krümmte in seinen Schmerzen. Da lag der letzte Schiedsrichter über mein Schicksal. O, wie er mich anflehte, ihm zu vergeben. „Bleibe bei mir, Si, bleibe bei mir! Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht! Es ist mir herzlich leid, daß ich dich verkaufen wollte!" Manchmal sogar sagte er mir, daß er nur Scherz gemacht und nie ernstlich daran gedacht habe, sich von mir zu trennen. Er bat mich, seine Angelegenheiten vollends zu ordnen, das Flachboot, in dem wir bis dahin gelebt, sogleich zu verkaufen und ihn und seinen Koffer auf das Dampfschiff zu bringen. Ich that Alles, und schon um 12 Uhr desselben Tages befanden wir uns in der Krankenkajüte eines Dampfschiffes.

O mein Gott, wie mein Herz Dir Jubellieder sang, als das Schiff die Anker lichtete und seinen Kiel den mächtigen Fluthen des Mississippi zuwandte! Fort von dem Lande der Knechtschaft und des Todes! Hinweg von Elend und Verzweiflung! Noch einmal erfüllte frohe Hoffnung mein Herz, und ich bat Gott, wenn ich jetzt nicht den Weg zur Freiheit fände, mir keine Gelegenheit wieder zu geben.

Wir hatten uns nur erst wenige Stunden auf der Reise befunden, als es mit dem Kranken etwas besser zu werden schien. Der Luftwechsel belebte ihn und das war gut, denn so kurz auch die Krankheit gewährt, so hatte sie wie Feuer in seinem Körper gewüthet, und

er war dem Tode nahe. Ich bewachte und pflegte ihn wie eine Mutter, die Erinnerung an persönliches Unrecht war ausgelöscht durch den Anblick seines elenden Zustandes. Seine Augen folgten mir, wohin ich ging, seine Kraft war so gänzlich erschöpft, daß er weder sprechen noch ein Glied bewegen konnte, und sein Verlangen nach ein wenig Haferschleim oder einem Trank, um seinen Schlund zu feuchten, gab er nur durch eine schwache Bewegung seiner Lippen zu erkennen. Ich pflegte ihn sorgfältig und beständig, und das allein konnte sein Leben retten, da es für längere Zeit nur an einem Faden hing. Wir brauchten zu unserer Reise 12 Tage, da das Wasser um diese Jahreszeit sehr niedrig war, besonders im Ohio. Als wir landeten, konnte mein junger Herr nicht sprechen und nicht ohne eine Leiter fortgeschafft werden. Ich versuchte daher, einige zu dem Gute gehörige Sklaven herbeizuschaffen, die ein Relais bildeten und auf diese Weise den jungen Amos heimtrugen. Groß war der Schrecken auf dem Gute, als man mich in einer solchen Gesellschaft zurückkommen sah. Nachdem man sich aber erst überzeugt hatte, daß der Getragene ihr eigener kranker Sohn und Bruder sei, da wollte der Jammer über den armen Amos kein Ende nehmen. Erst nachdem die Familie einigermaßen zu sich kam, wurde auch mir ein Dank zu Theil für die Sorge, die ich für ihn und die Ladung getragen hatte. Obgleich wir am 10. Juli die Heimath erreicht hatten, dauerte es doch bis Mitte August,

ehe der Kranke sein Zimmer verlassen konnte. Um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich gestehen, daß er mir große Dankbarkeit bewies, und seine ersten Worte, als er wieder Kraft zum Sprechen erlangt hatte, bestanden in einem Lob über mein Betragen. „Wenn ich dich verkauft hätte, so wäre ich gestorben." Auf den übrigen Theil der Familie schien das Ereigniß jedoch keinen nachhaltigen Einfluß ausgeübt zu haben, und die ersten wenigen Worte der Anerkennung waren Alles, was mir zu Theil wurde. Ich wurde wieder an meine alte Arbeit gewiesen, und meine Verdienste, worin sie auch bestehen mochten, schienen in Riley's Augen nur meinen Marktpreis zu erhöhen. Ich sah deutlich ein, daß ich mich auf ihn nicht verlassen könne, und auf meine eigene Kraft trauen müsse.

Eines wurde mir zur Gewißheit, daß man einen andern Versuch machen werde, mich zu verkaufen. einmal hatte die Vorsehung geholfen, aber ich durfte nicht erwarten, daß zum zweiten Male solch außerordentliche Umstände sich wiederholen würden, und ich mußte daher Alles, was in meinen Kräften stand, versuchen, um mich und meine Familie sicher zu stellen vor den Anschlägen Isaak und Amos Riley's gegen mein Leben und meine natürlichen Rechte sowohl, als gegen das Recht, das ich durch meinen Freikauf auch unter den barbarischen Gesetzen der Sklaverei mir erworben hatte. Hätte Isaak Riley an seinen Verpflichtungen festgehalten, so würde ich auch die

meinigen eingehalten und ihm treulich Alles bezahlt haben. Sein Versuch jedoch, mich wieder zu betrügen, nachdem er Dreiviertel meines Marktpreises von mir erhalten, entband mich der Verpflichtung, ihm mehr zu bezahlen oder in einer Stellung zu verharren, die mich seinen Ränken aussetzte.

Zwölftes Kapitel.

Die Flucht.

Während der freundlichen und hoffnungsreichen Tage, die ich auf meiner Predigtreise in Ohio verlebte, wurde ich mit dem Pfade bekannt, den die Flüchtlinge aus der Sklaverei gewöhnlich einschlugen, und lernte zugleich auch eine Anzahl freundlichgesinnter Menschen kennen, die ihnen auf ihrem Wege forthalfen. Von Canada hörte ich als von dem einzigen Lande sprechen, das Sicherheit gegen alle Verfolgungen böte, und dieses gesegnete Land wurde jetzt die Sehnsucht meines Herzens. Wohl lagen noch genug Mühseligkeiten, Beschwerden und Verderben zwischen mir und diesem Friedenshafen, um auch das tapferste Herz zurückzuschrecken; aber das Feuer hinter mir war zu heiß und glühend, um mich daran denken zu lassen. Ich kannte den Nordstern! — Gott sei gedankt, daß Er denselben an den Himmel setzte! Wenn ich ihm nur folgen kann durch Wälder, Ströme und Felder, so wird er mich auf den Weg der Hoffnung führen. Gleich dem Stern zu Bethlehem betrachtete ich ihn als einen mir

ungsreichen
se in Ohio
kannt, den
ch einschlu-
freundlich-
hrem Wege
n dem einzi-
alle Verfol-
urde jetzt die
noch genug
en zwischen
as tapferste
ter mir war
en zu lassen.
nkt, daß Er
ihm nur fol-
r, so wird er
Gleich dem
ls einen mir

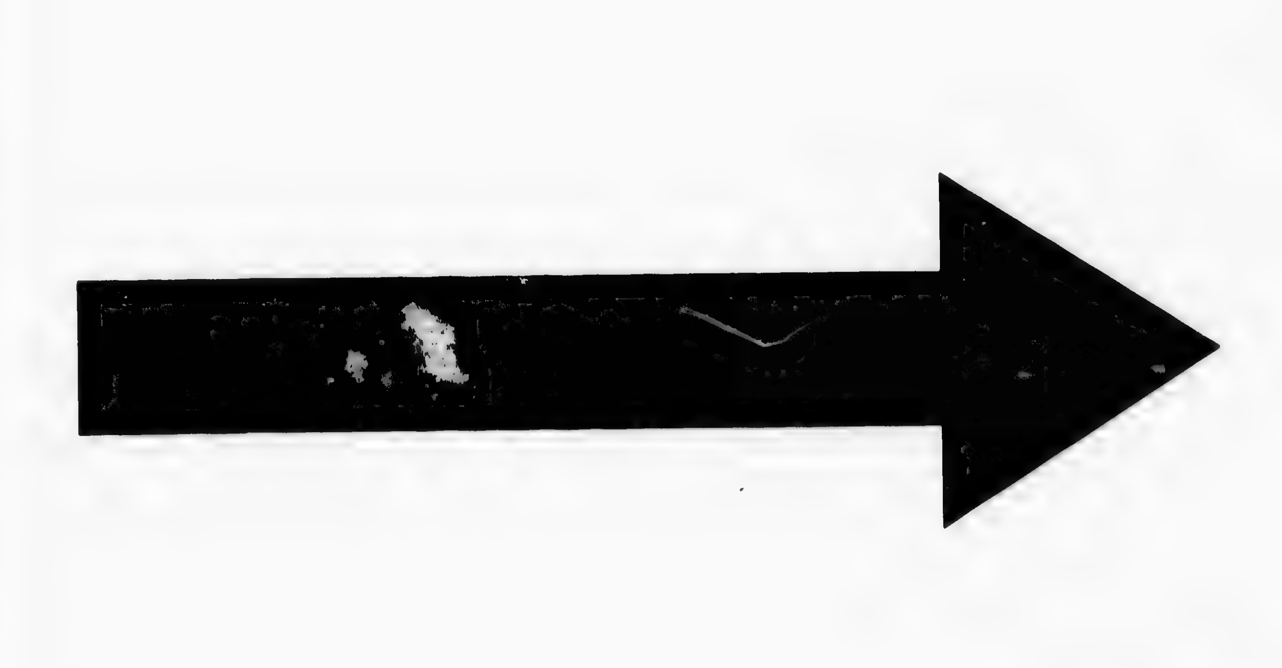
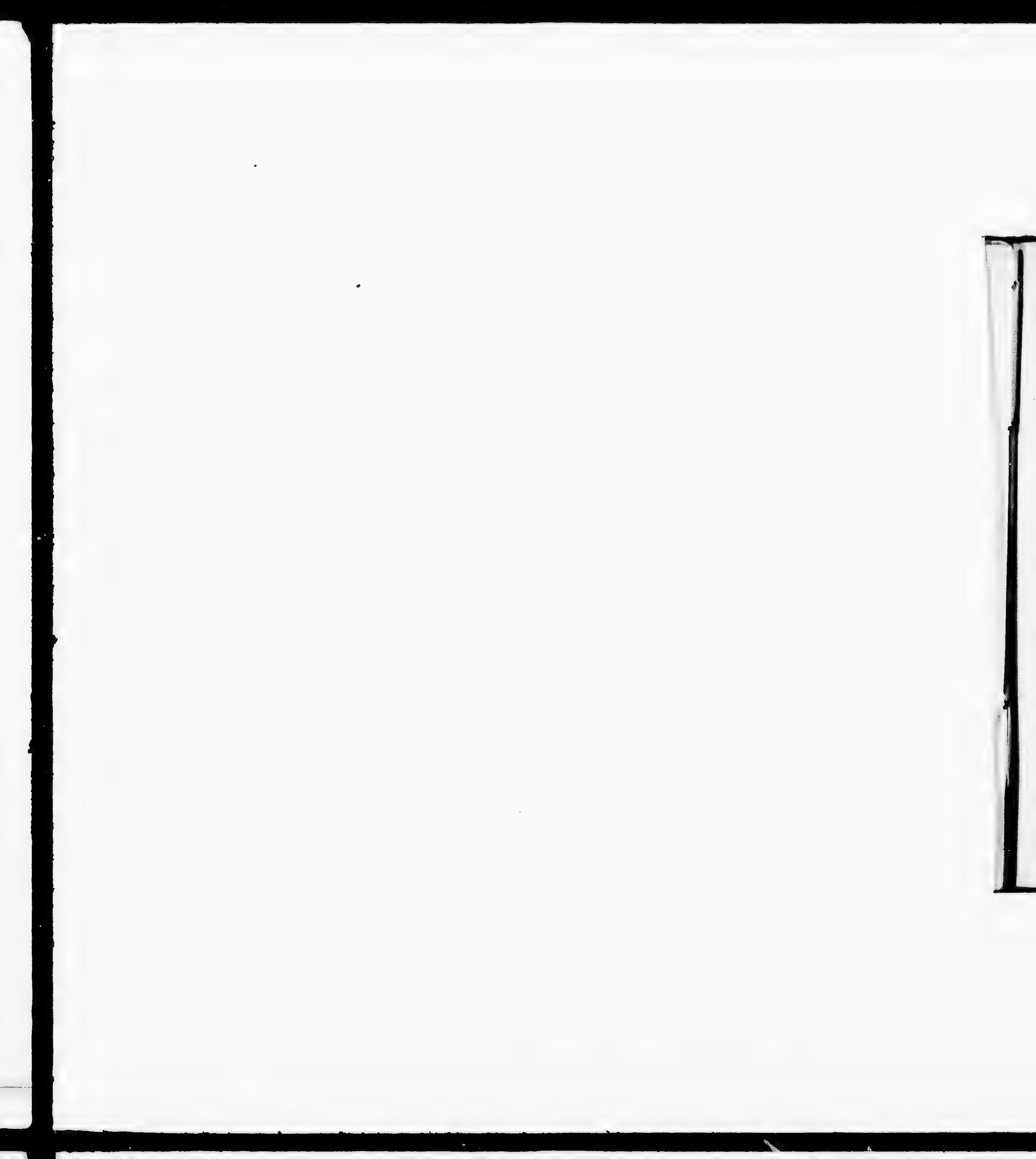




IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



6"



von Gott gegebenen Führer zu jenem Lande, das in weiter Ferne unter dem Strahle seines Lichtes lag. Ich wußte, daß er schon viele meiner armen, gejagten Brüder zu Freiheit und Glück geführt hatte, und ich fühlte Energie genug in meiner eigenen Brust, den Kampf mit Entbehrungen und Gefahren auf mich zu nehmen. Wäre ich ein freier, ungebundener Mann gewesen, der noch nichts von den Banden eines Vaters und Ehemannes gewußt, der allein für sich selbst zu sorgen gehabt hätte, so wären mir die Schwierigkeiten leicht erschienen im Hinblick auf die reiche Hoffnung vor mir. Aber ach! Ich hatte ein Weib und vier theure Kinder, wie sollte ich sie versorgen? Verlassen konnte ich sie nicht; selbst nicht für das gesegnete Gut der Freiheit. Sie mußten auch gehen; sie mußten mit mir das Leben der Freiheit theilen.

Lange, lange dachte ich über meinen Plan zur Erlangung der Freiheit nach, und endlich gedieh auch ein solcher in meinem Geiste zur Reife. Meine Frau war außer sich vor Schrecken, als ich ihr denselben mittheilte. Sie hing mit dem Instinkte einer Frau an Haus und Herd; sie wußte nichts von der weiten Welt da draußen, die sie mit ungesehenen Gefahren bevölkerte. „Wir werden in der Wildniß sterben," sagte sie, „wir werden mit Bluthunden zu Tode gehetzt werden oder man wird uns zurückbringen und uns zu Tode peitschen." Mit Thränen und Bitten drang sie in mich, doch auch zufrieden zu Hause zu bleiben. Es

war vergeblich, daß ich es ihr auseinandersetzte, wie man uns in jedem Augenblick von einander reißen könne, daß ich ihr die kürzlich gesehenen Schrecken der Sklaverei beschrieb und im Gegensatz dazu das Glück, das wir mit einander genießen könnten in der Freiheit, außer dem Bereiche der Verfolgung. Sie hatte die Sklaverei nicht in der Bitterkeit gekostet wie ich und sehnte sich daher nicht so sehr nach einem anderen Loose. Sie war ein armes, ängstliches, zagendes Sklavenweib.

Ich suchte sie zu wiederholten Malen zu überzeugen, bis ich einsah, daß Ueberzeugung allein nicht ausreichte. Ich sagte ihr dann bedächtig, obwohl es für mich eine schwere Versuchung sei, mich von ihr zu trennen, so werde ich es doch lieber thun, als mich mit Gewalt von ihr reißen und den Fluß hinunter verkaufen zu lassen, um dort in einer der elenden Hütten ein elendes Dasein zu fristen. Sie fuhr noch immer mit ihren Bitten und Thränen fort, aber ich blieb bestimmt und sagte, daß ich alle Kinder bis auf das Jüngste mit mir nehmen würde. Am Morgen verließ ich sie ermattet und verwirrt, um mich an meine Tagesarbeit zu begeben. Ich war noch nicht weit gegangen, als ich ihre Stimme hörte, und als ich zu ihr kam, theilte sie mir mit, daß sie mich begleiten wolle. Das war eine Erlösung für mich! Meine Freudenthränen flossen jetzt schneller, als vorhin die ihres Kummers und ihrer Furcht. Unsere Hütte lag um diese Zeit nahe dem Landungsplatze. Die Plan-

tage breitete sich fünf Meilen weit bis zum Flusse aus, auf derselben gab es aber verschiedene Farmen, die ich alle zu beaufsichtigen hatte, so daß ich stets von einer zur anderen reiten mußte. Unser ältester Knabe befand sich im Wohnhause bei dem jungen Amos, und die übrigen K der waren bei der Mutter. Die Hauptschwierigkeit, die am meisten meinen Geist drückte, waren die beiden jüngsten Kinder. Sie waren erst zwei und drei Jahre alt und mußten getragen werden, was, da sie beide gesund und dick waren, keine leichte Aufgabe war. Meine Frau hatte mir schon erklärt, ich würde mit ihnen zusammenbrechen, ehe wir fünf Meilen weit gekommen seien. Ich ließ mir von ihr einen Knappsack aus Packleinwand machen, groß genug für beide Kinder, und übte mich dann jede Nacht, sie herum zu tragen und auch die Kinder daran zu gewöhnen. Letzteren machte es natürlich viel Spaß und ich fand zu meiner Freude, daß ich sie ziemlich gut zu tragen vermochte. Am Donnerstag Morgen hatte m Frau ihre Einwilligung gegeben; Samstag Nacht wollten wir aufbrechen. Der Sonntag war ein Feiertag, am Montag und Dienstag vermuthete man mich auf den entfernteren Farmen, und so mußten einige Tage verstreichen, ehe man unsere Abwesenheit bemerken konnte.

Die ereignißvolle Nacht nahte heran und Alles war bereit; nur hatte ich noch meinen Herrn um Erlaubniß zu bitten, den kleinen Tom auf einige Tage zu seiner Mutter gehen zu lassen. Etwa um Sonnenuntergang

begab ich mich nach dem großen Hause, um über meine Arbeit Bericht zu erstatten, und nachdem ich eine Zeitlang gesprochen, begab ich mich wie gewöhnlich nach Hause. Doch als ob mir plötzlich was eingefallen sei, wandte ich mich im Gehen wieder um und sagte so leichthin: „O, Herr Amos, ich vergaß es ganz; aber Tom's Mutter möchte ihn so gerne auf ein paar Tage haben, um seine Kleider zu flicken und ihn ein wenig herauszustaffiren. Wollten Sie ihn gehen lassen?" „Ja, Junge, ja, er kann gehen." „Danke, Herr Amos, gute Nacht, gute Nacht. Der Herr segne Sie!" Die letzten Worte sprach ich mit mehr Nachdruck, als zu thun in meiner Absicht gelegen hatte. Jetzt war Alles soweit in Ordnung, und während ich so dahinschritt, warf ich manch' zärtlichen Blick auf die bekannten Gegenstände. So befremdend es auch klingen mag — es mischte sich der Schmerz mit der Freude; aber es kann kein Mensch irgend wo lange leben, ohne eine gewisse Zuneigung zu seiner Umgebung zu fühlen. Es war Mitte September in einer dunklen, finstern Nacht, als uns einer meiner Mitsklaven über den Fluß setzte. Wir saßen still wie der Tod. In der Mitte des Flusses hielt der junge Bursche an: „Wenn das, was ich jetzt thue, an's Licht kommt, so bin ich verloren; aber Si, nicht wahr, du wirst nicht lebendig zurückgebracht werden?" „Nicht, wenn ich es ändern kann," antwortete ich, indem ich an meine Pistolen und mein Messer dachte, welche Gegenstände ich erst kürzlich von einem

armen Weißen erhandelt hatte. „Und wenn du eingefangen werden solltest, so wirst du doch nie verrathen, welche Rolle ich bei deiner Befreiung gespielt?“ „Nein, und wenn sie mich durchschießen wie ein Sieb.“ „Dann ist alles gut und Gott helfe dir.“ Gott möge ihn belohnen! Er ist seitdem auch in meine Fußstapfen getreten und im Lande der Freiheit haben wir schon manchmal mit einander über jene dunkle Nacht auf dem Flusse gesprochen.

Wir erreichten zur rechten Zeit das Ufer des Staates Indiana. Ein herzliches, dankbares Lebewohl wurde gesprochen, wie nur Genossen in gleicher Lage es zu äußern vermögen, und dann hörte ich, wie er wieder heimwärts ruderte. Ich aber stand noch lauschend in der Dunkelheit, mein Weib und meine Kinder mir zur Seite, die ungewisse Zukunft vor mir. Es blieb uns jedoch nicht viel Zeit zum Nachdenken. Noch ehe der Tag anbrach, mußten manche Meilen hinter uns liegen und wir mußten sicher in den Wäldern geborgen sein. Von den Bewohnern dieser Gegend durften wir keine Hülfe erwarten, da sie sich gegen flüchtige Sklaven äußerst feindlich bewiesen, — fielen wir in ihre Hände, so war das Gefängniß unser sicheres Loos. Unsere einzige Zuflucht war Gott und ich betete ernstlich zu Ihm, während wir vorsichtig und verstohlen vorwärts schlichen, so schnell es uns die Dunkelheit und die schwachen Kräfte meiner Frau und der Kinder gestatteten. Zu meiner Frau mußte ich einige Male streng

reden. Sie zitterte wie Espenlaub und flehte mich selbst jetzt noch an, mit ihr und den Kindern zurückzukehren.

Vierzehn Tage lang drangen wir unaufhaltsam vorwärts, indem wir nur während der Nacht die Landstraße benützten und uns verbargen, so wie sich ein Wagen oder Reiter hören ließ; während des Tages lagen wir im Dickicht des Waldes. Unsere Lebensmittel gingen rasch zu Ende und noch zwei Tage, ehe wir Cincinnati erreichten, hatten wir nichts mehr. Die Kinder weinten die ganze Nacht vor Hunger und mein armes Weib überhäufte mich mit Vorwürfen, daß ich sie in ein solches Elend geführt habe. Gott allein weiß, wie wehe mir die Worte thaten! — Und ich bedurfte selbst so sehr des Trostes! Die Haut war mir durch das Tragen der Kinder an Schultern und Rücken wund gerieben, meine Glieder waren äußerst ermüdet und dazu peinigte mich fortwährend die Furcht vor Entdeckung. Oft in der Nacht erwachte ich von dem wilden Schlagen meines Herzens, und ich glaubte schon die Sklavenjäger mit ihren Hunden auf meiner Fährte zu haben. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich den Hunger bis zur gänzlichen Erschöpfung ertragen wollen, ehe ich mich der Gefahr ausgesetzt hätte, in einem Hause um Nahrung anzusprechen. Etwas aber mußte jetzt geschehen, wir mußten es riskiren, bei Tageslicht auf der Landstraße entdeckt zu werden.

Das Beste, was wir thun konnten, war, unsern Weg

kühn zu verfolgen. Wir verließen daher unser Versteck und betraten die offene Landstraße, wandten uns aber, um jeden Verdacht einzuschläfern, anstatt dem Norden, dem Süden zu. Schon nach einer kurzen Strecke fanden wir ein Haus. Ein wüthender Hund fuhr aus demselben heraus auf mich zu, hinter ihm her sein Gebieter, der ihn zu beruhigen strebte, mir aber auf meine Anfrage, ob er mir etwas Nahrung verkaufen wolle, mürrisch erwiderte, daß er nichts für Neger habe. Im zweiten Hause erging es mir auch zuerst nicht besser. Der Mann antwortete mir in derselben Weise, aber die Frau, welche Zeugin unseres Gespräches gewesen war, sagte ihm: „Schäme dich, einem menschlichen Wesen so zu begegnen; wenn ein Hund hungrig wäre, wir würden ihm etwas zu essen geben. Zudem haben wir selbst Kinder, und wer weiß, ob sie nicht auch einmal die Hülfe eines Freundes nöthig haben werden.“ „Wenn du dich um Neger kümmern willst, so thue es,“ antwortete ihr Mann lachend, „ich thue es nicht.“ Die Frau nöthigte mich jetzt herein und brachte mir einen ganzen Teller voll Brod und gesalzenem Fisch. Ich band es in mein Taschentuch und legte ihr einen Vierteldollar hin, den sie mir aber zurückschob und außerdem noch eine ähnliche Portion Essen hinzufügte. Ich fühlte, wie die heißen Thränen meine Wangen herabrollten, und mit einem „Gott segne Sie“ eilte ich schnell davon zu meinem halbverhungerten Weibe und Kindern.

Nach dem gesalzenen Fisch stellte sich aber nun bei den Kindern bald heftiger Durst ein und sie stöhnten und seufzten so sehr, daß ich heimlich durch die Büsche brach, um etwas Wasser zu suchen. Ich fand auch bald eine kleine Rinne, trank selbst einen langen Zug und füllte dann meinen Hut für die Kinder, der aber leider leckte. Jetzt zog ich beide Schuhe aus, die glücklicherweise heil waren, wusch sie im Wasser aus, füllte sie dann bis an den Rand und brachte sie so zu meiner Familie. Seitdem habe ich oft an luxuriös besetzten Tischen gegessen in Canada, den Vereinigten Staaten und England, aber ich habe nie Jemanden ein Getränk mit mehr Wonne und Genuß genießen sehen, als meine Kinder das Wasser aus ihres Vaters Schuhen tranken. An diesem Tage machten wir einen langen Marsch und erreichten zwei Tage nachher Cincinnati.

stellte sich aber nun bei
st ein und sie stöhnten
eimlich durch die Büsche
suchen. Ich fand auch
selbst einen langen Zug
für die Kinder, der aber
e Schuhe aus, die glück-
sie im Wasser aus, füllte
o brachte sie so zu meiner
oft an luxuriös besetzten
den Vereinigten Staaten
ie Jemanden ein Getränk
uß genießen sehen, als
s ihres Vaters Schuhen
nachten wir einen langen
nge nachher Cincinnati.

Dreizehntes Kapitel.

Reise nach Canada.

Ich fühlte mich jetzt verhältnißmäßig zu Hause. Ehe ich jedoch die Stadt betrat, verbarg ich Frau und Kinder in dem Walde und suchte zuerst meine Freunde allein auf. Dieselben empfingen mich herzlich und als es dunkel geworden war, wurden auch die Meinigen geholt und wir wurden auf's Gastfreundschaftlichste erquickt und aufgeheitert. Zwei Wochen unaufhörlicher Ermüdung, Angst, Regen und Kälte machten es uns unbeschreiblich süß, noch einmal wieder Bequemlichkeit, Ruhe und Obdach zu genießen.

Ich habe manches Mal harte und bittere Worte äußern hören gegen jene Männer, die sich verbunden hatten, den armen, verfolgten Flüchtlingen beizustehen, und aus Mitleid mit den Leiden ihrer Nebenmenschen sich freiwillig allem Haß und Spott und selbst der Gefangenschaft aussetzten. So gewiß es einen Gott im Himmel gibt, der Barmherzigkeit erzeigt denen, die barmherzig sind, so gewiß wird einst ihre Belohnung groß sein. An jenem großen Tage, an dem die

Menschheit im Gerichte vor der göttlichen Majestät stehen wird, werden Tausende der Verworfenen und Verlassenen dieser Erde sich um sie sammeln und werden mit freudiger Stimme Zeugniß geben: „Wir sind hungrig gewesen und ihr habt uns gespeiset, durstig und ihr habt uns getränket, nackt und ihr habt uns bekleidet, krank und ihr habt uns besucht." Und Er, der erkläret hat: „Was ihr gethan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan," wird ihr Zeugniß annehmen und wird sie begrüßen mit Seinem Willkomm: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters." Ihr Lob wird schon hienieden von den Dächern verkündigt werden, und möge der Friede Gottes, den die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann, reichlich in ihren Herzen wohnen!

Unter solche gute Samariter, von denen der Herr sagt: „Gehet hin und thuet desgleichen," hatte uns jetzt die gnädige Vorsehung Gottes geführt. Sie versorgten uns mit Allem, bis unsere Kräfte wieder hergestellt waren, und dann brachten sie uns dreißig Meilen weit in ihrem eigenen Gefährt.

Wir reisten wieder in derselben Weise wie zuvor — wandernd bei Nacht und ruhend bei Tage — bis wir den Scioto erreichten, wo wir, wie man gesagt hatte, die Militärstraße des Generals Hull einschlagen sollten, die während des letzten Krieges mit Großbritannien gemacht worden war. Wir erkannten auch die Straße sofort an der großen Sycamore und den Ulmenbäumen,

welche am Eingange derselben standen. Den nächsten Morgen setzten wir mit erneuerter Kraft unsere Reise fort und auch bei Tage. Es hatte uns aber Niemand gesagt, daß diese Straße eine Wildniß durchschneide, und wir hatten uns nur spärlich mit Proviant versorgt, da wir geglaubt hatten, bald menschliche Wohnungen anzutreffen. Wir wanderten aber den ganzen Tag, ohne eine solche zu finden, und am Abend legten wir uns müde und hungrig nieder. Die Wölfe heulten rings um uns her, und wenn sie auch zu feige waren, sich uns zu nähern, so erschreckten sie doch die Kinder und meine Frau. Am Morgen hatten wir nur noch ein wenig getrocknetes Rindfleisch, das ich unter uns vertheilte. Es stillte den Hunger nicht, sondern rief nur einen heftigen Durst hervor. So traten wir unsern zweiten Tagemarsch in der Wildniß an. Es war ein trauriger Tag für uns. Der Weg war rauh, das Gestrüpp zerriß unsere Kleider und erlahmte unsere Kräfte; Bäume, vom Winde niedergeworfen, versperrten uns den Weg; dazu waren wir fast ohnmächtig vor Hunger und keine Aussicht auf Erlösung wollte sich uns eröffnen. Wir sprachen wenig und verfolgten unsern Weg so gut wir vermochten, ich mit meinem Jüngsten auf dem Rücken, meine Frau den beiden älteren Kindern forthelfend über die Baumstämme und durch die Schlingpflanzen. Plötzlich, als ich so langsam meiner Frau und den Knaben voranmarschirte, hörte ich mich rufen, und mich umsehend, sah ich meine Frau ohn-

mächtig auf dem Boden liegen. „Mutter stirbt!" schrie Tom, und es wirklich schien auch so zu sein. Sie war aus purer Ermattung umgesunken, als sie gerade im Begriff gewesen war, einen gewaltigen Klotz zu umschreiten. Außer mir vor Angst, glaubte ich, sie sei todt, denn für einige Minuten gab sie kein Lebenszeichen von sich. Nach einer Weile jedoch öffnete sie ihre Augen und nachdem sie einige Mund voll Fleisch genossen, war sie wieder kräftig genug, ihren Weg fortzusetzen. Ich suchte nun die kleine Gruppe aufzuheitern durch Hoffnungen, die ich selber nicht theilte. Zum ersten Male kam ich beinahe der Verzweiflung nahe. Hungertod in der Wildniß war das Schreckgespenst, das uns in's Gesicht starrte. Aber wiederum sollte es sich an uns beweisen: „Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten." Wir waren noch nicht weit gegangen und es mochte etwa um drei Uhr des Nachmittags sein, als wir in nicht zu großer Entfernung einige Personen bemerkten, die uns entgegen kamen. Wir waren sogleich auf unserer Hut, da wir nicht erwarten konnten, daß es Freunde sein würden, und schon nach wenigen Schritten erkannten wir in ihnen Indianer, welche schwer beladen waren. Waren sie uns feindlich gesinnt, so wäre es jetzt zum Entfliehen schon zu spät gewesen, und wir gingen daher kühn voran. Sie hatten uns noch nicht gesehen, da sie von ihren Lasten zu sehr niedergebeugt waren; als wir aber jetzt plötzlich vor ihnen standen, sahen sie uns einen

Augenblick furchtsam und erschrocken an, stießen dann ein eigenthümliches Geheul aus und liefen so schnell davon, als ihre Füße sie zu tragen vermochten. Sie waren zu dreien oder vieren gewesen und vor was sie sich eigentlich fürchteten, vermag ich nicht zu sagen. Ihr Geheul dauerte aber noch eine geraume Zeit lang fort und meine Frau war so erschrocken, daß sie umzukehren wünschte; sie meinte, daß diese Männer gewiß noch eine größere Anzahl ihrer Genossen herbeiholen und uns dann ermorden würden. Ich sagte ihr aber, daß, wenn sie uns ermorden wollten, so hätten sie das allein thun können, und was das Umkehren anbeträfe, so hätten wir doch eine zu weite Strecke des Weges bereits hinter uns, und es wäre lächerlich, wenn beide Partheien fortlaufen würden. So gingen wir denn vorwärts und das Geheul hörte bald auf. Als wir näher kamen, sahen wir überall Indianer hinter den Bäumen hervorlugen, doch schnell wie der Blitz zogen sie sich zurück, sowie wir ihrem Blick begegneten. Bald erreichten wir ihre Wigwams, und hier stand ein schöner, stattlicher Indianer, den wir sofort als den Häuptling erkannten. Er begrüßte uns höflich, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß wir wirklich menschliche Wesen seien, suchte er auch die jungen Leute herein zu nöthigen und ihnen ihre Furcht zu benehmen. Die Neugierde trug dann auch den Sieg davon. Vorsichtig kamen sie näher und versuchten unsere Kinder anzutasten, die durch das lange Leben in den Wäldern so scheu wie

Zugvögel geworden waren. Wenn nun diese zurückwichen und dabei einen leisen Schrei ausstießen, dann sprangen auch die Indianer entsetzt zurück und glaubten, daß die Kinder sie beißen wollten. Man verstand uns jedoch bald, wohin wir gingen und was wir bedurften, und versorgte uns reichlich mit Allem, gab uns zu essen und zu trinken und endlich ein gutes Wigwam, um über Nacht darin auszuruhen. Am nächsten Tage traten wir gestärkt unsern Marsch wieder an, nachdem wir von den Indianern erfahren hatten, daß wir nur noch 25 Meilen vom See entfernt seien. Sie gaben uns einige junge Leute als Begleiter mit, die uns die Stelle zeigten, wo wir abzudrehen hatten, und dann mit der größten Freundlichkeit Abschied von uns nahmen. Als wir den an den Erie See grenzenden Theil Ohio's durchwanderten, der eine große, weite Ebene bildet, gelangten wir an eine vom Fluß überschwemmte Stelle. Ich suchte zunächst eine Furth zu bilden durch einen großen, starken Pfahl und trug dann meine ganze Familie, eins nach dem andern, hinüber. Um diese Zeit war aber die Haut von meinen Schultern und meinem Rücken buchstäblich herabgeschunden.

Wir verbrachten jetzt noch eine Nacht in den Wäldern und kamen am nächsten Vormittag auf jene weite, baumlose Ebene, die im Süden und Westen von Sandusky City liegt. Eine Meile vom See entfernt verbarg ich meine Familie in dem Gebüsch und schritt dann allein vorwärts. Meine Aufmerksamkeit wurde auf ein

Haus gerichtet, von dem aus eine Anzahl Leute nach einem nahe liegenden Küstenschiff geschäftig hin und her liefen. Kaum erblickte mich der Kapitän des Fahrzeugs, als er ausrief: „Halloh, Bursche, wünschest du Arbeit? Ich gebe dir einen Schilling die Stunde, denn mit dem ersten Winde müssen wir segeln.“ Als ich jedoch näher kam, bemerkte er: „Ach, du kannst ja nicht arbeiten, du bist ein Krüppel.“ „Kann ich nicht?“ erwiderte ich, ergriff schnell einen der schweren Kornsäcke und folgte den andern, um ihn in den Lagerraum des Schiffes zu bringen. Ich befand mich gerade neben einem Farbigen und war bald mit ihm in einer Unterhaltung begriffen. „Wie weit ist es nach Canada?“ Er warf einen ganz eigenthümlichen Blick auf mich und ich erkannte sofort, daß er Alles wisse. „Nach Canada möchtest du gehen? Dann kannst du mit uns kommen, wir gehen nach Buffalo.“ „Wie weit ist denn Buffalo von Canada entfernt?“ „Weißt du das nicht? Es liegt gerade an der andern Seite des Flusses.“ Ich theilte ihm jetzt Alles mit und erzählte ihm auch von meiner Frau und Kindern. Er sagte mir, daß er mit dem Kapitän sprechen wolle, und kam auch bald mit demselben zurück. Der Kapitän fragte mich dann noch einmal, ob ich nach Canada gehen wolle, und als ich es bejahte, bot er mir freundlich an, mit ihm zu reisen. „Der schwarze Doktor sagte mir, du habest Familie?“ „Ja, mein Herr.“ „Wo befindet sie sich?“ „Etwa eine Meile von hier.“ „Wie

lange bist du schon hier?" „Erst eben angekommen," war meine zögernde Antwort. „Komm, mein guter Bursche, erzähle mir Alles, du bist fortgelaufen, nicht wahr?" Ich erkannte jetzt, daß er es freundlich mit mir meine, und öffnete ihm mein ganzes Herz. „Wie lange Zeit wird es dich nehmen, deine Familie zu bringen?" fragte er wieder. „In einer halben Stunde kann ich zurück sein." „Gut, geh denn und hole sie." Schnell rannte ich davon, doch ehe ich fünfzig Schritt weit gelaufen war, rief er mich zurück. „Nein," sagte er, „bleibe und fahre in deiner Arbeit fort. Wenn wir absegeln, schicke ich ein Boot an's Ufer gerade jener Insel gegenüber. Es gibt hier zu viele Sklavenfänger und man möchte Verdacht schöpfen, wenn du mit deiner ganzen Gesellschaft zurückkehrst." Ich strengte meine ganze Kraft an, um in meiner Arbeit fortzufahren, bald war aber das Getreide an Bord gebracht, die Luken wurden geschlossen, die Anker gelichtet und die Segel aufgezogen.

Mit der größten Spannung beobachtete ich das Schiff, als es seinen Ankerplatz verließ und von dem frischen Wind davongeführt wurde. Fast schien es, als sei es schon über jenen Punkt hinaus, den mir der Kapitän angedeutet, und noch immer hielt es in seinem Lauf nicht inne. Meine Hoffnung sank — so nahe der Erlösung und doch wieder getäuscht! Ich kam zu dem Schluß, daß sie nur Spott mit meinem Elend getrieben haben. Die Sonne neigte sich zum Untergange, der

Purpur und das Gold am westlichen Abendhimmel verwandelte sich in ein trübes Grau — da plötzlich, als ich das Alles mit einem müden Herzen beobachtete, machte das Schiff eine Wendung gegen den Wind, die Segel schlugen zusammen und das Fahrzeug stand bewegungslos. Noch einen Augenblick, und ein Boot wurde herab gelassen, das mit kräftigem Ruderschlag sich der Küste näherte und in zehn Minuten die kleine Bucht erreichte. — Meine Stunde der Errettung hatte geschlagen.

Mein schwarzer Freund und zwei Matrosen sprangen aus dem Schiff heraus und wir begaben uns sofort zu meiner Frau und den Kindern. Zu meinem Schrecken hatten sie sich von dem Platz entfernt, wo ich sie zurückgelassen, und ich war fast außer mir vor Angst, daß man sie gefunden und fortgeführt haben möchte. Meine Kameraden sagten mir, daß wir keine Zeit zu verlieren hätten und ich allein gehen müsse. Da, im Augenblick der höchsten Verzweiflung, stolperte ich über eins meiner Kinder. Meine Frau war ängstlich geworden über mein langes Ausbleiben und hatte gefürchtet, daß man mich aufgefangen haben möchte, und als sie meine Stimme und die meiner Begleiter hörte, verbarg sie sich in der äußersten Furcht, da sie nicht anders dachte, als daß man mit mir zurückkomme, damit ich ihnen meine Familie verrathe. Ich vermochte kaum, sie zu beruhigen. Unser fortwährendes Verbergen bei der Annäherung von Menschen, unsere be-

ständige Furcht und Angst hatte sie mißtrauisch gegen jeden Menschen gemacht. Auch jetzt noch befand sie sich fast außer sich vor Schmerz und Furcht, aber die Freundlichkeit meiner Gefährten trug viel dazu bei, sie endlich zum Folgen zu bewegen.

Wir eilten jetzt sogleich zum Boot. Die Matrosen strengten ihre ganze Kraft an und ruderten sicher und schnell dem Schiffe zu, wobei eine an den Mast gehängte Laterne ihnen als Leitstern diente. Ein herzliches „Willkommen" rief man uns vom Schiffe aus entgegen, und nie werde ich den Ausruf des Kapitäns (er war ein Schotte) vergessen: „Komm herauf auf's Deck, schlage deine Flügel und krähe wie ein Hahn; du bist jetzt so gewiß ein freier Neger, wie du ein lebender Mensch bist." Das Schiff drehte sich wieder, der Wind schwellte die Segel und das Wasser schlug zischend an den Seiten empor. Menschen und Natur hatten zu unserer Rettung beigetragen; aber es war Gott, der die Liebe in die Herzen gegeben und die Winde zu seinen Dienern machte. Mein Glück war so groß, daß es mir fast körperliche Schmerzen verursachte. In meinem überreizten Nervenzustand wurden meine Gefühle ganz überwältigt durch den plötzlichen Wechsel von Verlassenheit und Gefahr zu so großer Liebe und Sicherheit, und ich weinte wie ein Kind.

Am nächsten Abend erreichten wir Buffalo, aber es war schon zu spät, noch über den Fluß zu setzen. Am

andern Morgen fragte mich der Kapitän: „Siehst du jene Bäume am jenseitigen Ufer? Sie wachsen auf freiem Boden, und sobald du deine Füße an jenes Ufer gesetzt hast, bist du ein freier Mann. Ich bin arm und kann dir nichts geben; ich fahre auf dem Schiffe gegen Lohn; aber ich möchte dich gerne hinüber fahren lassen. Höre, Green," wandte er sich darauf an einen Fährmann, „was willst du dafür haben, um diesen Mann und seine Familie über den Fluß zu setzen? Er hat kein Geld." „Drei Schillinge, Herr." Der Kapitän gab mir einen Dollar, und nie werde ich die Weise vergessen, auf welche er es that. Er legte seine Hand auf mein Haupt und sagte: „Nicht wahr, du willst ein guter Bursche bleiben?" Es war mir, als ob elektrische Ströme durch meinen Körper liefen. „Ja," antwortete ich, „ich will meine Freiheit gut benützen; ich will meine Seele dem Herrn geben." Er schwenkte noch lange seinen Hut, als wir hinüber ruderten an's andere Ufer. Gott segne ihn! Er segne ihn in alle Ewigkeit! Amen.

Es war am 28. Oktober 1830 früh am Morgen, als meine Füße zuerst das canadische Ufer betraten. Ich warf mich auf den Boden, rollte mich im Sand, ergriff Hände voll davon und küßte ihn, tanzte umher, bis mich die Umstehenden für verrückt hielten. „Er ist nicht recht gescheut," sagte ein Oberst Warren, der sich gerade dort befand. „O nein, Herr! Wissen Sie es nicht? Ich bin frei!" Er brach in ein herzliches

Gelächter aus. „Nun, das habe ich noch nicht gewußt, daß die Freiheit die Leute dazu treibt, sich im Sand umher zu rollen," meinte er. Ich konnte mich aber dennoch nicht beherrschen; ich umarmte und küßte meine Frau und die Kinder, und fuhr in dieser Weise fort, bis die erste große Aufregung vorüber war.

habe ich noch nicht ge-
eute dazu treibt, sich im
nte er. Ich konnte mich
; ich umarmte und küßte
und fuhr in dieser Weise
regung vorüber war.

Vierzehntes Kapitel.

Neue Scenen und eine neue Heimath.

Ich durfte nicht viel Zeit verlieren, selbst nicht in so fröhlichen Augenblicken, wie die gegenwärtigen. Ich war ein Fremder in einem fremden Lande, und meine erste Beschäftigung mußte darin bestehen, eine Zuflucht und eine Einkunftsquelle für uns zu ermitteln. Ich fand einen Ruheplatz für die Nacht und am nächsten Morgen ging ich sogleich daran, das Innere der Stadt zu durchforschen, um Mittel zu unserem Unterhalt zu finden. Ich kannte weder Land noch Leute; aber ich hielt Auge und Ohr offen und stellte solche Fragen, wie gerade die Umstände geboten. Im Laufe des Tages hörte ich denn auch von einem Herrn Hibbardt, der nach damaligen Begriffen für einen reichen Mann gehalten wurde. Er wohnte etwa 6 bis 7 Meilen von der Stadt entfernt und besaß eine Farm mit mehreren kleineren Pächtereien darauf, die er gewöhnlich an seine Arbeiter vermiethete. Ich begab mich sofort zu ihm, obgleich er in keinem durchaus guten Rufe zu stehen schien. Ich dachte jedoch, daß er wahrscheinlich

nicht schlechter sein würde, als Diejenigen, mit denen ich zu thun gehabt, und daß ich wohl mit ihm auskommen würde, wenn ehrliche und treue Arbeit ihn befriedigen könnte. Ich sprach mit ihm am Nachmittage und wir wurden bald des Handels einig. Als ich ihn frug, ob er kein Haus für mich habe, darin zu wohnen, zeigte er mir ein altes zweistöckiges Gebäude, in dessen untere Räume die Schweine eingebrochen waren und für einige Zeit ihr Quartier daselbst aufgeschlagen hatten. Es war jedoch ein Haus, und ich trieb sogleich die Schweine fort und begann eine Reinigung für eine bessere Sorte von Bewohnern. Mit der Hülfe von Hacke, Schaufel, heißem und kaltem Wasser brachte ich den Boden in einen erträglichen Zustand bis gegen Mitternacht, und erst dann ruhte ich aus von meiner Arbeit. Am nächsten Tage holte ich die übrigen Henson's (das einzige Mobiliar, das ich besaß), und obgleich sie nichts sahen als die nackten Wände und den nackten Fußboden, so waren sie doch alle sehr erfreut, und mein Weib lachte und gestand, daß diese Wohnung besser sei, als eine Bretterhütte mit einem Erdfußboden. Von Hibbardt erbat ich mir einiges Stroh, umfaßte dasselbe mit Brettern in den Ecken des Gemaches und machte auf diese Weise drei Fuß dicke Betten, auf denen wir nach unserer langen Ermüdung wie Könige schliefen. Es erwartete meiner jedoch noch eine schwere Prüfung, an die ich kaum gedacht hatte. In Folge der großen Anstrengungen erkrankten meine Frau und

meine Kinder und nicht ohne die größte Lebensgefahr kamen sie über die Krankheit hinweg.

Mein Beschäftiger fand bald aus, daß meine Arbeit für ihn von größerem Nutzen war, als diejenige seiner anderen Arbeiter; und da ich natürlich aus diesem Grunde seine Gunst erlangte und seine Frau die meinige außerordentlich gern hatte, so gelangten wir bald in den Besitz einiger Bequemlichkeiten, während die Hauptbedingungen zum Leben, Nahrung und Feuerung, in Fülle vorhanden waren. Drei Jahre verblieb ich bei Hibbardt und arbeitete bald um Lohn, bald um einen Antheil an den Erzeugnissen der Farm, und es gelang mir, während dieser Zeit einige Schweine, eine Kuh und ein Pferd anzuschaffen. Meine Lage verbesserte sich allmählig und ich fühlte, daß meine Anstrengungen und meine Opfer, die ich für die Erlangung der Freiheit gebracht, nicht vergeblich gewesen waren. Aber auch die Bemühungen, mich selbst und andere in geistiger Hinsicht zu veredeln, blieben nicht ohne Erfolg. Es kam zufällig ein früherer Freund aus Maryland in unsere Nähe und als er von meinem Hiersein hörte, fragte er mich, ob ich auch jetzt noch predige und den Ruf behalte, den ich einst für meine Gaben auf der Kanzel erlangt habe. Ich hatte aber gar nicht davon gesprochen und auch gar nicht beabsichtigt, etwas davon zu sagen, daß ich früher in dieser Weise beschäftigt gewesen sei. Ich war mit Anderen in die Versammlungen gegangen, wenn solche stattfanden, und wenn nicht,

so erfreute ich mich der Ruhe des Sabbathtages daheim. Nachdem ich jedoch aufgefordert wurde, das mir von Gott gegebene Pfund wieder zu gebrauchen, konnte ich mich nicht weigern, sondern predigte seit dieser Zeit sehr viel in meiner Umgebung, zu Weißen sowohl als zu Schwarzen, zu den verhältnißmäßig Gebildeten wie zu den beklagenswerth Unwissenden, und suchte ihnen ihre Pflichten, ihre Verantwortlichkeit und die Ewigkeit, ihre Verbindlichkeiten und ihren Schöpfer vorzustellen.

Ich gestehe, daß es Vielen befremdlich erscheinen muß, wie ein Mann, so unwissend wie ich war, unfähig zum Lesen, und der noch dazu so wenig in religiösen Dingen erfahren hatte, zu Menschen predigen konnte, die so viel größere Vortheile genossen hatten als er selber. Ich kann es nur erklären durch das Gleichniß des Herrn, wo er das Himmelreich vergleicht mit einem Senfkorn, aus dem doch ein Baum entspringt so groß, daß die Vögel des Himmels kommen und unter demselben wohnen können. Die Religion besteht nicht so sehr im Wissen als in Weisheit und in der treuen Benutzung der empfangenen Gnade, wodurch sich wahre Christen unterscheiden von denen, welche „Herr, Herr!" rufen, aber nicht den Willen thun unseres Vaters im Himmel.

Herr Hibbardt ließ meinen ältesten Sohn Tom sechs Monate im Jahre zur Schule gehen, welche Zeit der Schullehrer aus eigener Güte noch verlängerte, so daß der Knabe bald im Stande war, fließend und gut zu lesen. Es war dies nicht nur für ihn ein großer Vor-

theil, sondern auch für mich, da er mir jetzt aus der Bibel vorlesen konnte, besonders Sonntags Morgens, wo ich zu predigen hatte, und es wurde mir leicht, einige Bibelverse durch das Anhören meinem Gedächtnisse einzuprägen.

An einem schönen Sonntagmorgen, als ich besonders früh aufgestanden, rief ich meinen Knaben und bat ihn, mir vorzulesen. „Wo soll ich lesen, Vater?" „Ganz einerlei, mein Sohn," antwortete ich ihm, denn ich wußte ihm in der That nichts anzugeben. Er öffnete die Bibel und las den 103. Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen," und während er so den tiefsten Erguß der Dankbarkeit des Psalmisten vorlas, wurde mein Herz auf das Tiefste bewegt. Mein ganzes vergangenes Leben kam mir in's Gedächtniß zurück, und als ich aller Gefahren und Leiden gedachte, aus denen mich der Herr errettet und meinen gegenwärtigen Zustand mit dem früherer Jahre verglich, floß nicht nur mein Herz, sondern auch meine Augen über und ich konnte die Bewegung nicht bemeistern, die sich meiner bemächtigte. Die Worte „Lobe den Herrn, meine Seele!" mit denen der Psalm beginnt und endet, drückten die Fülle meines dankbaren Herzens aus. Als Tom geendet hatte, fragte er mich: „Vater, wer ist David?" und als er meine Rührung bemerkte, fügte er hinzu: „Nicht wahr, der Psalmist schreibt schön?" und dann wiederholte er seine erste Frage. Es war mir jedoch unmöglich, darauf zu

antworten. Ich hatte noch nie von David gehört, mochte aber meine Unwissenheit meinem eigenen Kinde nicht eingestehen, und so antwortete ich ausweichend: „Er war ein Mann Gottes, mein Kind.“ „Ja, das glaube ich auch,“ antwortete der Kleine, „aber ich möchte gerne wissen, wo er lebte und was er that.“ Ich merkte wohl, daß ich seinen Fragen nicht würde ausweichen können, und antwortete frei, daß ich es nicht wisse. „Wie kommt denn das, Vater, kannst du denn nicht lesen?“ Das war noch eine schlimmere Frage als die vorhergehende, und wenn in meinem Herzen noch irgend welcher Stolz verborgen lag, so wurde er in diesem Augenblicke schnell darnieder geschlagen. Es war jedoch eine zu direkte Frage, um unbeantwortet bleiben zu können, und ich sagte ihm also, daß ich nicht lesen könne. „Wie kommt denn das, Vater?“ „Weil ich nie eine Gelegenheit zum Lernen hatte und auch Niemand fand, der mich hätte unterrichten können.“ „Aber dann kannst du ja jetzt noch lernen, lieber Vater.“ „Nein, mein Sohn, ich bin jetzt zu alt und habe den ganzen Tag zu arbeiten, wenn ich nicht schaffen würde, so hättet ihr nichts zu essen.“ „Aber könntest du nicht des Abends lernen?“ „Und wenn nun auch das möglich wäre, mein Sohn, so hätte ich noch Niemand, der mich unterrichten würde, Geld kann ich dafür nicht ausgeben, und umsonst wird es Niemand thun.“ „Aber, Vater, könnte ich dich nicht unterrichten? Ich kann es gewiß thun und du würdest dann so viel mehr lernen

und viel besser predigen können.“ Ich kann Niemandem die widerstreitenden Empfindungen meines Herzens beschreiben bei einem solchen Vorschlage von solcher Seite. Ich freute mich innig, daß meine Kinder Vortheile genießen durften, deren ich mich selber nie erfreut hatte, aber es war für mich keine geringe Demüthigung, mich von meinem eigenen Kinde unterrichten lassen zu sollen; dennoch siegte der Wunsch, etwas zu lernen und dadurch meinen Geist zu veredeln, über die Scham, und ich willigte in seinen Vorschlag ein, wenn auch erst nach längerem Zögern.

Ich war durch die Unterhaltung mit meinem Tom so gerührt worden, daß es mir an dem Tage unmöglich war, zu predigen, und ich daher den ganzen Tag mit einsamen Betrachtungen im Walde verbrachte. Ja, so sehr war mein Kopf von allen meinen Gedanken eingenommen, daß ich auch zum Mittagsessen nicht nach Hause zurückkehrte, sondern durch Gebet und ernstliche Betrachtungen mein inneres Gleichgewicht wieder herzustellen suchte. Ich sah auf das Deutlichste ein, daß ich mich in einem Zustande gänzlicher Unwissenheit befand und daß ich jede Gelegenheit benützen sollte, um meinen Geist zu erleuchten. Ich begann daher sogleich, Unterricht bei Tom zu nehmen, und wir setzten ihn jeden Abend fort bei dem trüben Lichte eines Fichtenastes oder der Rinde eines Wallnußbaumes, da ich für eine andere Beleuchtung kein Geld auszugeben hatte. Woche nach Woche verging und meine Fortschritte waren so

gering, daß der arme Tom manchmal ganz entmuthigt war. Ich fürchtete endlich, daß mein Alter (ich war beinahe fünfzig Jahre), mein Mangel an jeder literarischen Uebung, das trübe Licht u. s. w. Gründe genug sein würden, den Versuch des Lesenlernens aufzugeben. Tom's Ausdauer und die meine siegten jedoch zuletzt, und im Laufe des Winters lernte ich wirklich ein wenig lesen. Dies war und ist mir seitdem immer ein großer Trost gewesen, obgleich ich dadurch den tiefen Abgrund der Unwissenheit, in dem ich während meines früheren Lebens mich befand, besser erkennen, und jene Unterdrückung, unter der ich mein Leben hatte zubringen müssen, tiefer fühlen lernte. Um so mehr aber war ich jetzt darauf bedacht, etwas für die Befreiung und Erziehung derjenigen zu thun, die unter demselben Schicksal litten, das ich einst zu ertragen hatte, und die doch selber nicht wußten, wie entartet und unwissend sie waren.

nanchmal ganz entmuthigt
daß mein Alter (ich war
n Mangel an jeder lite-
e Licht u. s. w. Gründe
uch des Lesenlernens auf-
nd die meine siegten jedoch
Winters lernte ich wirklich
und ist mir seitdem immer
bgleich ich dadurch den tie-
heit, in dem ich während
h befand, besser erkennen,
er der ich mein Leben hatte
hlen lernte. Um so mehr
acht, etwas für die Befrei-
gen zu thun, die unter dem-
ich einst zu ertragen hatte,
ßten, wie entartet und un-

Fünfzehntes Kapitel.

Mein Leben in Canada.

Nach drei Jahren verbesserte ich meine Stellung, indem ich in die Dienste eines Herrn Namens Riseley trat, der von sehr guter Erziebung und in jeder Hinsicht ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten war. Bei ihm begann ich mehr und mehr darüber nachzudenken, auf welche Weise sich der Zustand der Schwarzen verbessern ließe, die sich jetzt schon in ziemlicher Anzahl in dieser Gegend befanden. Ich war nicht der Einzige, der den Sklavenstaaten entflohen war und sich auf dem ersten besten Fleckchen Erde, das Freiheit und Sicherheit bot, niedergelassen hatte. Mehrere Hunderte solcher Sklaven befanden sich schon in unserer Nachbarschaft, und in der ersten Freude über ihre Befreiung lebten sie in einer Weise, die, wie ich deutlich sehen konnte, zu keinem Fortschritt oder einer wirklichen Verbesserung führen konnte. Sie waren zufrieden, wenn sie den Lohn ihrer Arbeit für sich selbst behalten konnten, dachten aber nicht daran, einmal unabhängige Besitzer eigenen Grundes und Bodens zu werden. Ich

machte es mir bald zu einer Hauptaufgabe, unter ihnen ein Interesse für alle die Vortheile zu erwecken, die in ihrem Bereiche lagen, und Herr Niseley, der die Gerechtigkeit meiner Ansicht völlig anerkannte, und willig war, mit mir vereint zu wirken, erlaubte mir in seinem Hause Zusammenkünfte zu halten mit zehn oder zwölf anderen Negern, welche als die intelligentesten und tüchtigsten ihrer Klasse bekannt waren. In diesen Versammlungen betrachteten und besprachen wir den wichtigen Gegenstand nach allen Seiten, bis wir endlich alle einer Meinung waren und dahin überein kamen, daß wir unsere Ersparnisse zu dem Ankauf von uncultivirtem Lande anwenden wollten, das uns dann selbst gehören, und wo jeder Baum, den wir fällten, jedes Buschel Getreide, das wir ernteten, unser eigen sein, wo mit einem Worte der ganze Gewinn, den wir durch unsere Arbeit erzielten, uns auch selbst verbleiben würde. Das war allerdings keine leichte, aber eine vielversprechende Aufgabe.

Die dazu nöthige Energie und Selbstverleugnung, welche die angloſächſiſche Raſſe zwei Jahrhunderte lang ausgezeichnet hatte, suchte ich meinen Volksgenossen einzupflanzen, sah aber bald, welchen großen Unterschied einerseits die hundertjährige Freiheit, andererseits die hundertjährige Sklaverei hervorgerufen hatte. Meine Gefährten stimmten Alle mit mir überein, und wir waren entschlossen, unter all den zum Verkauf ausgebotenen Ländern eines für uns zu erwählen, wo

wir uns niederlassen, unsere eigenen Ernten ziehen, unser eigenes Brot essen und überhaupt unsere eigenen Herrn sein könnten. Man bestimmte mich dazu, das Land zu untersuchen und einen Platz ausfindig zu machen, wo ich selbst mich gerne ansiedeln würde, und alle versprachen, mir zu folgen, sobald ich einen solchen gefunden. Ich begab mich also zu diesem Zwecke im Jahre 1834 auf die Reise und durchwanderte zu Fuß das ausgedehnte Gebiet zwischen dem Ontario-, Erie-, und Huron-See. Als ich in die Gegend des St. Clair-Sees und des Detroit-Flusses kam, wurde ich ganz überrascht durch die Fruchtbarkeit und Ueppigkeit des Landes; ich entschloß mich sogleich, daß wir hier wohnen wollten, und berichtete demgemäß bei meiner Rückkehr meinen Kameraden. Sie waren jedoch sehr vorsichtig und schickten mich den nächsten Sommer wieder dahin, damit ich das Land auch zu einer anderen Jahreszeit sähe und besser darüber urtheilen könne. Ich fand jedoch durchaus keine Ursache, meine Meinung zu ändern. Als ich mich ein wenig weiter dem südlichen Theil des Erie-Sees näherte, entdeckte ich eine ausgedehnte Landstrecke, welche die Regierung einem Herrn McCormick unter gewissen Bedingungen überlassen hatte, und die dieser wieder gegen die bestmöglichste Bezahlung an Ansiedler verpachtete. Da dieses Land schon abgerodet war, bot es uns den Vortheil, sogleich mit der Bebauung zu beginnen, was wir, da unsere Mittel beschränkt waren, nicht übersehen durf-

ten. Wir entschlossen uns also, zuerst dorthin zu gehen, und erst später, wenn wir unser Vermögen verbessert haben würden, uns an irgend einem anderen Platze niederzulassen. Wir begaben uns also, etwa zwölf an der Zahl, im nächsten Frühjahr nach jenen Landstrecken und waren auch bald im Stande, durch die reichen Weizen- und Tabakernten uns einiges zu erübrigen. Ich bemerkte sehr bald, daß McCormick durchaus nicht seine Bedingungen gegen die Regierung einhielt und daher auch nicht berechtigt war, von den Ansiedlern einen Zins zu erlangen. Ein Herr, Namens Cockburn, rieth mir, mich an die Regierung zu wenden, und obwohl McCormick im Stande war, sich mit Hülfe seiner Freunde ein Jahr lang zu vertheidigen, so gewannen wir den Prozeß doch im nächsten Jahre und wurden von allen Abgaben befreit. Dennoch war das Land nicht unser Eigenthum, und die Regierung, obwohl sie keine Abgaben verlangte, hatte doch das Recht, zu jeder Zeit dieses Landgebiet zu verkaufen, und wir würden dann wahrscheinlich verdrängt werden durch reichere Ankäufer und würden nichts behalten von allen unseren Verbesserungen und kein Plätzchen haben, wohin wir uns zurückziehen könnten. Es war daher augenscheinlich besser, selbst anzukaufen, ehe Mitbewerber auftraten, und wir behielten das auch im Auge während der ganzen Zeit unseres Dortseins. Etwa sechs bis sieben Jahre verblieben wir hier, und während dieser Zeit wuchs die Bevölkerung von Schwarzen rund

um uns her mit großer Schnelligkeit und breitete sich noch weiter über die inneren Ansiedlungen und die benachbarten Städte aus. Viele der Neger kamen aus den Vereinigten Staaten und einige mit meiner Hülfe und durch meine Verwendung. Ich glaube, es dürfte meinen Lesern nicht uninteressant sein, wenn ich einen kurzen Bericht der Pläne gäbe, die ich verfolgte, um manche meiner Brüder aus der Sklaverei zu befreien.

Sechzehntes Kapitel.

Sklaven nach Canada geführt.

Ein Sklave wird sich nie seines entarteten und hoffnungslosen Zustandes recht bewußt werden, so lange er sich in der Leibeigenschaft befindet. Nachdem ich einmal den Segen der Freiheit gekostet hatte, kehrte mein Geist zurück zu denen, die noch in der Knechtschaft seufzten, und ich traf Maßregeln, so viele als möglich aus derselben zu befreien. Ich konnte nicht zweifeln, daß mit einiger Entschlossenheit Viele die Freiheit finden könnten, wenn man ihnen nur einige praktische Anweisungen zu Theil werden lassen könnte.

Eines Tages hielt ich eine ziemlich große Versammlung in Fort Erie, in welcher eine große Anzahl farbiger Leute erschien. Ich suchte besonders in meiner Predigt die Zuhörer von der Wichtigkeit ihrer Verpflichtungen zu überzeugen: erstens gegen Gott, der sie aus der Knechtschaft befreit, und zweitens gegen ihre Mitmenschen, und wie sie Alles thun sollten, um diejenigen zu befreien, die noch in der Sklaverei schmach-

teten. In der Versammlung befand sich ein Schwarzer, Namens James Lightfoot, der sehr viel Energie besaß und durch die Flucht nach Canada seine Freiheit erlangt hatte. Er hatte jedoch bis jetzt nie seiner Familie und seiner Freunde gedacht, die er zurückgelassen, bis er mich reden hörte. Nach der Beendigung des Gottesdienstes bat er mich um eine Unterredung, die ich ihm herzlich gern gewährte, und wir trafen in derselben die Verabredung, uns nach acht Tagen wieder zu sprechen. Er kam zur bestimmten Zeit und erzählte mir nun, woher er komme, wem er angehöre und wie er theure Eltern, drei Schwestern und vier Brüder zurückgelassen habe, die nahe am Ohio, nicht weit von Maysville, lebten. Er habe seine Pflichten gegen sie nie so sehr erkannt, wie seit meiner Predigt und wie er jetzt gerne Alles zu ihrer Befreiung thun wolle und gern alle seine Ersparnisse opfern, wenn er nur ihnen dadurch die Freiheit verschaffen könne, da er Tag und Nacht keine Ruhe fände. Ich wußte im Augenblick nicht, was ich ihm rathen sollte, aber als er nach einigen Tagen wieder kam und ich die Angst seines Herzens wegen seiner Verwandten sah, so entschloß ich mich, das schwierige und gefährliche Werk zu beginnen und mich zu bemühen, seine Theuren in das Land der Freiheit zu führen. Ich übergab meine Lieben in Gottes Hände und reiste zu Fuß über 400 Meilen. Der Herr aber stärkte mich und gab mir genügende Kraft zur Ausführung des Unternehmens. Ich kam durch die Staaten New York,

Pennsylvania und Ohio — die sogenannten freien Staaten — überschritt dann den Ohio nach Kentucky und fand endlich die Verwandten meines Freundes in dem Orte, den er mir beschrieben.

Ich war ihnen natürlich vollständig fremd, aber ich konnte sie bald überzeugen, daß ihr Bruder nach Canada, dem Lande der Freiheit, gegangen sei und mich ihnen als einen Freund sende, um sie in ihrer Flucht zu unterstützen. Natürlich rief meine Mittheilung eine große Aufregung hervor, aber die Eltern waren schon so alt, daß sie die Ermüdung nicht mehr ertragen konnten; seine Schwestern hatten eine Anzahl Kinder und konnten auch nicht reisen, seine vier Brüder und ein Neffe waren junge Männer und fähig für das Unternehmen, aber der Gedanke, Vater und Mutter zu verlassen, war für sie zu schmerzlich, und zudem fürchteten sie auch, daß die Aufregung und der Schmerz der Ihrigen bei ihrem Abschiede sie verrathen könne. Sie weigerten sich also, jetzt zu gehen, erklärten aber, daß sie in einem Jahre bereit sein würden, wenn ich dann wiederkommen und sie holen wolle. Ich willigte ein und wanderte dann noch 40 bis 50 Meilen weiter in das Innere von Kentucky, wo, wie ich gehört hatte, eine Anzahl Sklaven zur Flucht bereit stand und nur noch auf einen Führer wartete. Ich reiste bei Nacht und ruhte am Tage, bis ich zuletzt Bourbon erreichte, wo ich diese Leute zu finden erwartete. Eine Woche verging noch mit Besprechungen und Anordnungen aller

Art; dann trat ich mit etwa dreißig Sklaven aus verschiedenen Gegenden an einem Samstag die Flucht an. Der Schmerz des Scheidens kann besser gefühlt als beschrieben werden, da hier Männer ihre Weiber verließen, Mütter ihre Kinder und Kinder ihre Eltern. Dieses mag auf den ersten Augenblick befremdlich und unglaublich erscheinen; wenn man aber bedenkt, wie eine solche Trennung ihnen ja doch immer drohte, und sie jeden Augenblick an die Negerhändler verkauft werden konnten, so wird man sich darüber nicht mehr verwundern.

Wir überschritten sicher den Ohiofluß und erreichten Cincinnati in der dritten Nacht nach unserer Abreise. Hier erlangten wir einige Unterstützung und begaben uns dann nach kurzer Rastzeit nach Richmond in Indiana. Diese Stadt ist ganz von Quäkern erbaut, die uns ohne Zeitverlust auf unserem Wege weiter halfen. In vierzehn Tagen erreichten wir, nach einer beschwerlichen Wanderung durch die Wildniß, Toledo, eine Stadt am südwestlichen Ufer des Eriesee's, von wo aus wir Passage nach Canada nahmen, und dieses Land auch in Sicherheit erreichten. Ich begab mich sogleich zu meiner Familie, einen großen Theil der Flüchtlinge mit mir nehmend, während die Uebrigen ihre Verwandten und Freunde aufsuchten, die überall verstreut wohnten. Im Herzen aber fühlte ich glücklich und zufrieden, daß ich das Werkzeug hatte sein dürfen, eine Anzahl meiner Mitgeschöpfe aus der Sklaverei in die Freiheit zu versetzen.

Siebzehntes Kapitel.

Meine zweite Reise nach Kentucky.

Ich verblieb jetzt ruhig arbeitend auf meiner Farm bis zum nächsten Herbste, um welche Zeit ich versprochen hatte, die Verwandten meines Freundes Lightfoot, dem ich in Fort Erie begegnete, zu befreien. In Folge dieses Versprechens begab ich mich also auf eine zweite Reise nach Kentucky.

Auf meinem Wege dorthin ereignete sich jene wunderbare Begebenheit, bekannt unter dem Namen: „meteorischer Regen". Die Himmel schienen sich aufgelöst zu haben in fallende Blitze und Sterne. Als ich Lancaster in Ohio um drei Uhr Nachmittags erreichte, fand ich das ganze Dorf in Aufregung, die Glocken läuteten und die Leute riefen aus: „Der Tag des Gerichtes ist herbeigekommen!" Ich dachte bei mir, daß das allerdings so sein könne und daß ich mich gerade in dem rechten Geschäfte befände, so ging ich ruhig meines Weges und ließ die erschrockenen Leute hinter mir. Die Sterne hörten bald auf zu fallen und das Licht der Sonne erschien.

In Portsmouth, Ohio, entging ich mit genauer Noth der Gefangennahme. In dieser Stadt verkehrten viele Kentuckier, die einen jeden Schwarzen verdächtigten, an dem sie etwas Ungewöhnliches bemerkten. Ich kam am Morgen an und hatte bis zwei Uhr Nachmittags auf das Dampfboot zu warten, da ich erst in der Nacht in Maysville anzukommen wünschte. Während dieses kurzen Aufenthalts mußte ich aber, um den Fragen der Kentuckier zu entgehen, zu einer List greifen. Ich nahm einige getrocknete Blätter in ein Tuch und band dieses um meinen Kopf, so daß es bis zu den Augen reichte, und gab vor, daß ich schreckliche Zahn- und Kopfschmerzen habe, so daß ich nicht sprechen könne. Verschiedene Personen redeten mich an und waren begierig zu erfahren, wer ich sei, woher ich komme und wem ich angehöre. Ich schüttelte jedoch auf alle ihre zahlreichen Fragen nur immer den Kopf, gab undeutliche Antworten und betrug mich auf eine Weise, daß sie nichts aus mir herausholen konnten. Durch diesen Kunstgriff entging ich allen unangenehmen Folgen, und kam sicher an Bord des Dampfers, gerade vierzehn Tage nachdem ich Canada verlassen hatte.

Bei meiner Landung hatte ich mich nur wieder über das wunderbare Walten der Vorsehung zu wundern. Die zweite Person, die mir in der Straße begegnete, war James Lightfoot's Bruder, Jefferson, einer von denen, die versprochen hatten, mit meiner Hülfe zu entfliehen. Er sagte mir, daß sie noch immer entschlossen

seien, den Versuch zu wagen und zwar in der Nacht des nächsten Samstags denselben in Ausführung zu bringen und sogleich mit den Vorbereitungen zu beginnen gedächten.

Samstag Nacht wählte man aus dem Grunde, weil es am nächsten Tage keine Arbeit gab, es vielen erlaubt war, ihre Familien zu besuchen, und man sie also nicht vor der Zeit ihres gewöhnlichen Erscheinens auf dem Felde vermissen würde. Bis dahin konnten sie aber schon 80—100 Meilen entfernt sein. In der Zwischenzeit hatte ich mich am Tage zu verbergen und kam nur des Nachts mit ihnen zusammen, um die zu treffenden Vorbereitungen zu leiten.

Aus Furcht entdeckt zu werden, schieden die Geschwister, ohne ihrem Vater und ihrer Mutter Lebewohl zu sagen, und um zu verhindern, daß die Bluthunde unsere Spur entdeckten, nahmen wir etwas unterhalb der Stadt ein Boot und segelten den Fluß hinunter, was zwar nicht der kürzeste Weg, aber jedenfalls der sicherste war.

Die Entfernung von Maysville nach Cincinnati beträgt etwa 65 Meilen, und wir hofften noch vor Tagesanbruch die Stadt zu erreichen, um die Post nach Sandusky nehmen zu können. Unglücklicherweise bekam jedoch unser Boot einen Leck, so daß wir nur mühsam dem Ertrinken entgingen und an's Ufer gelangten. Wir kamen zwar wieder in den Besitz eines anderen Bootes, aber der Zeitverlust war schon zu groß, um

noch zur rechten Zeit die Post anzutreffen. Der Tag brach an und wir waren noch zehn Meilen von der Stadt entfernt und mußten jetzt unser Boot verlassen, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollten, entdeckt zu werden. Das waren ängstliche Stunden! Wir waren glücklicherweise zu weit, um noch von Bluthunden verfolgt werden zu können, und glaubten daher, jetzt schon zu Fuß weiter gehen zu dürfen. Sieben Meilen von Cincinnati entfernt ist der Miamifluß, und diesen hatten wir zu durchschreiten, um nach der Stadt zu gelangen. Hier trat uns ein großes Hinderniß entgegen. Der Fluß schien zu tief zum Durchwaten zu sein, und doch wagten wir nicht ein Boot zu miethen, da alles leicht auf unsere Spur lenken konnte. So gingen wir denn den Fluß auf und ab, um nach einer Stelle zu spähen, die wir hätten durchwaten können — jedoch vergebens. „Kommt, Knaben, laßt es uns noch einmal versuchen," ermunterte ich meine Kameraden, und sie folgten mir, wenn auch widerstrebend. Nachdem wir etwa eine Meile gegangen waren, sahen wir eine Kuh aus dem Walde kommen und den Weg nach dem Flusse zu nehmen, als ob sie trinken wollte, und um meine Begleiter ein wenig aufzuheitern, sagte ich: „Kommt, laßt uns der Kuh folgen und sehen, was sie thut, vielleicht hat sie uns einige Neuigkeiten zu erzählen." „Ach was, die Kuh kann nicht reden," erwiderte der Eine ärgerlich, dennoch folgten sie mir auf mein Drängen. Die Kuh verblieb an ihrem Platze,

bis wir etwa noch ein oder zwei Ruthen von ihr entfernt waren, dann durchschritt sie geradewegs den Fluß, und zwar ohne zu schwimmen. „Seht ihr," rief ich aus, der Herr hat uns diese Kuh geschickt, um uns zu zeigen, wie wir über den Fluß kommen können." — Noch bis auf den heutigen Tag gehört diese Begebenheit zu den wunderbarsten meines Lebens.

Wir hatten bis jetzt in ziemlicher Eile unseren Weg verfolgt und waren daher buchstäblich in Schweiß gebadet, trotzdem es schneite, und meine Kameraden hielten es daher für gefährlich, den Fluß zu durchschreiten, in dem sich noch dazu eine ziemliche Menge Eis befand. Es war aber eine Frage auf Leben und Tod — so schritt ich voran und sie folgten zögernd. Der jüngste der Lightfoots wurde aber, noch ehe wir den Fluß halb durchwatet hatten, von einem heftigen Gliederkrampf befallen und mußte getragen werden. Erst nach längeren Reibungen erholte er sich theilweise und konnte mit uns die Reise fortsetzen. Wir erreichten Cincinnati am Sonntag Morgen, zu spät für die Post; aber da wir in der Stadt einige Freunde hatten, konnten wir uns bis Montag Abend verborgen halten, und setzten dann unsere Reise nach Canada fort durch Schnee und Regen, durch Wasser und Schlamm. Da wir vom eigentlichen Wege abgewichen waren, um zu den Quäkern zu gelangen, so hatten wir dadurch selbst unsere Reise um etwa hundert Meilen verlängert, wozu sich noch der Umstand gesellte, daß der vorhin erwähnte

Knabe auf's Neue erkrankte und auf dem Rücken getragen werden mußte. Mit der Zeit wurde das aber zu unbequem und wir verfertigten eine Art Tragbahre. Um diese Zeit hatten wir den Staat Indiana erreicht und konnten nun auch bei Tage reisen, so lange wir uns in den Wäldern verborgen hielten. Der Kranke wurde immer schlimmer und wir alle glaubten, daß der Tod nicht mehr ferne sei. Er selbst fürchtete, daß er uns zu hinderlich werden und schließlich noch unsere Auffangung herbeiführen werde, und er bat uns daher, ihn an irgend ein ruhiges Plätzchen zu bringen, damit er dort allein sterben könne. Nach langem Zögern willfahrte man seinen Bitten und wir legten ihn an einem geschützten Platze nieder in der vollen Erwartung, daß der Tod bald alle seine Leiden beendigen werde. Der arme Bursche drückte seine Bereitwilligkeit aus, dem letzten Kampfe in der Hoffnung auf ein ewiges Leben zu begegnen. Der Abschied war ein herzzerreißender und schwer nur rissen wir uns von ihm los.

Wir waren jedoch noch keine zwei Meilen weit gekommen, als einer der Brüder des Sterbenden plötzlich stille stand und uns sagte, daß sein Gewissen ihm nicht erlaubte, seinen Bruder allein in der Wildniß verderben zu lassen, wo er wahrscheinlich eine Beute der reißenden Wölfe werde. Da wir seinen tiefen Kummer sahen, so kehrten wir zurück und fanden auch bald den Kranken, anscheinend sterbend und mit jedem Athemzuge ein Ge-

bet zum Himmel empor schickend. Die Freude der Lightfoots zu beschreiben, als sie noch einmal ihren kranken Bruder wiedersahen, wäre unmöglich. Wir trafen sofort Vorbereitungen, unsere Reise in der bestmöglichsten Weise wieder fortzusetzen; und noch keine hundert Schritte mochten wir gegangen sein, als sich uns in einiger Entfernung ein Wagen näherte, und wir machten uns sogleich bereit, auszukundschaften, ob wir keinen Beistand erlangen könnten.

Ich umging zu diesem Zwecke die Landstraße, so daß es den Anschein gewann, als komme ich von der entgegengesetzten Seite, von der sich der Wagen näherte, und sobald derselbe nahe genug gekommen war, bat ich dem Inhaber desselben einen „guten Tag." „Wohin gehst du?" fragte er mich, und an dem Du, wie an seinem Rock und Hut, erkannte ich den Quäker. Ich machte ihn jetzt mit allen unseren Umständen bekannt und er bot sogleich bereitwillig seine Hülfe an. Als er den Leidenden erblickte, wurde er zu Thränen gerührt und wendete schnell sein Pferd, um seiner Heimath wieder zuzufahren, obgleich er beabsichtigt hatte, mit seiner Wagenladung auf den Markt zu fahren. Die Quäkerfamilie empfing uns auf das Freundlichste, und es wäre unmöglich, die Glückseligkeit der Lightfoots zu beschreiben, als sie auf ihren kranken Bruder blickten, dem nun jegliche Bequemlichkeit zu Theil wurde. Ueber Nacht verblieben wir bei dieser guten Familie und es wurde beschlossen, daß der Kranke bei derselben

zurück bleiben solle, bis er durch Gottes Gnade genesen sei. Wir wurden freundlich versorgt mit einem Säckchen Bisquits und einem großen Stück Fleisch. So ausgerüstet, wandten wir noch einmal unser Angesicht dem Eriesee zu.

Wir waren noch nicht weit gegangen, als sich uns ein weißer Fußgänger näherte, den wir jedoch, da er allein war, nicht weiter fürchteten. Es stellte sich bald heraus, daß derselbe auch aus dem Süden kam und zwar als ein Flüchtling, weil er Gewalt gebraucht hatte gegen eine höchst ungerechte Behandlung. Seine Gesellschaft sollte uns noch zu großem Nutzen werden und uns befreien aus den Händen der Sklavereijäger, die jetzt auf unserer Spur waren und eifrig nach ihrer Beute fahndeten. Bis zum nächsten Morgen wünschten wir den See zu erreichen, der noch 40 Meilen entfernt war, und wir wanderten daher die ganze Nacht. Mit Tagesanbruch erreichten wir ein einsames Wirthshaus, das nahe am See lag. Unser Begleiter weckte die Wirthin und bestellte ein Frühstück; und während dasselbe bereitet wurde, verfielen wir, ermüdet durch die langwierigen Anstrengungen, in einen leichten Schlaf.

Gerade als das Frühstück fertig war und wir uns in einem halb wachenden, halb schlafenden Zustande befanden, kam über mich die plötzliche Ueberzeugung, daß uns Gefahr drohe, und ich forderte meine Gefährten auf, mir in den Hof zu folgen. Sie thaten es zögernd

und ungern und nur, weil sie mir Gehorsam versprochen hatten. Kaum befanden wir uns draußen, so hörten wir Pferdegetrapp sich nähern und verbargen uns so schnell wie möglich hinter einigem Gebüsch. Vor dem Hause hielten die Reiter an und unser weißer Freund näherte sich langsam der Hausthüre, als ob er der Wirth sei, und behielt diesen Posten mit großem Erfolge inne. Die Reiter fragten ihn jetzt, ob er nicht einige Sklaven auf diesem Wege gesehen habe, und er antwortete ihnen, daß er allerdings solche gesehen zu haben glaube. Sie fragten ihn weiter, wie viele es gewesen seien. „Etwa sechs," antwortete er, „und sie befinden sich auf dem Wege nach Detroit und können noch nicht viele Meilen zurückgelegt haben." Sogleich schwangen sich die Reiter wieder in den Sattel und fort ging's im Galopp den vermeintlichen Flüchtlingen nach. Es war ein kritischer Augenblick für uns gewesen! Jetzt ging es geschwind heraus aus dem Versteck, und in unglaublich kurzer Zeit verzehrten wir unser Frühstück. Mittlerweile hatte der Wirth unsere Geschichte erfahren und erbot sich sogleich, uns in seinem Boot über den See nach Canada zu führen. Wir waren nur zu glücklich über dieses Anerbieten, und bald glitt die kleine Barke mit den vom Winde geschwellten weißen Segeln dahin über den See, und vor uns hatten wir das Land der Freiheit. Worte vermögen unsere Empfindungen nicht zu beschreiben, besonders diejenigen meiner Kameraden. Ihre Brust war

erfüllt von unaussprechlicher Freude; einer sprang dem anderen voraus, um zuerst das Ufer des freien Landes zu berühren. Und als wir wirklich das Ufer erreicht hatten, tanzten und weinten sie vor Freude und küßten den Boden, auf dem sie standen, — nicht mehr als Sklaven, sondern als freie Menschen.

Nach dem Verlauf einiger Monate hatte ich auch die unaussprechliche Freude, den jüngeren Bruder der Lightfoots zu umarmen, den wir bei den Quäkern zurückgelassen. Er war gesund und stark geworden unter ihrer Pflege.

Meine Freude wurde dadurch vollkommen gemacht und viele Segenswünsche wurden mir von denjenigen zu Theil, die ich mit Gottes Hülfe aus dem Elend der Sklaverei errettet hatte. Ueberhaupt besteht die Hauptquelle aller meiner Freuden in dem Bewußtsein, daß Gott mich als Werkzeug gebrauchte, 118 Sklaven in das Land der Freiheit geführt und sie befreit zu haben aus den erbarmungslosen Händen der Sklavenhalter.

Frank Taylor, der Eigenthümer der Lightfoots, verfiel bald, nachdem er seine Sklaven vermißt hatte, in eine gefährliche Krankheit, in der er fast seinen Verstand verlor. Als er wieder besser wurde, suchten seine Freunde ihn zu überreden, auch dem Reste der Familie Lightfoot die Freiheit zu schenken, was er auch nach einigem Zögern that. In Canada traf die ganze Familie zusammen und lebt noch daselbst.

Achtzehntes Kapitel.

Unsere Heimath in Dawn.

Unser Eigenthum vermehrte sich leider nicht mit der Zahl der Ansiedler. Die Neger erfreuten sich ihrer Freiheit so sehr, daß sie sich mit einem viel geringeren Loose begnügten, als zu erlangen es in ihrer Macht gestanden hätte. Sie pachteten oftmals uncultivirtes Land und verpflichteten sich, dasselbe in einem bestimmten Zeitraum abzuroden; war dann die Zeit herum und hätten sie endlich nach aller ihrer Mühe und Arbeit auch den Lohn genießen können, so zog der Eigenthümer des Landes die Pacht wieder ein und erzielte selbst auf dem urbar gemachten Lande die vortrefflichste Ernte, während die armen Betrogenen mit langer Nase abziehen konnten. Anstatt aber gewitzigt zu sein für die Zukunft, thaten sie vielleicht bald darauf ganz dasselbe, und so kam es, daß sie nach zehn Jahren sich nicht besser standen als am Anfang. Ein anderer Umstand, der zu ihrem Schaden gereichte, war der, daß sie fast nur Taback bauten, da kein Weißer die Cultivirung desselben so gut verstand. Die Folge davon

aber war, daß der Markt mit Taback überladen war, und daß der Preis desselben fiel, während andere Producte, wie Welschkorn u. s. w., im Preise stiegen.

Ich sah die Folgen dieser Zustände klar vor Augen und konnte nicht umhin, meine Nachbarn und Freunde darauf aufmerksam zu machen und ihnen Vorlesungen zu halten über Ackerbau. Ich bestand darauf, daß sie außer dem Taback sich auch ihr eigenes Getreide zögen und sich so den Lohn ihrer Anstrengungen sicherten. Meine Beweisgründe dafür waren so klar und einfach, daß sie mich verstehen mußten. Sehr oft befanden sich unter meinen Zuhörern gerade jene Händler, deren unverhältnißmäßigen Nutzen ich zu verringern im Begriffe stand; aber ich ging mit solcher Zartheit und Schonung in der Sache voran, daß sie sich nicht beleidigt fühlen konnten, während diejenigen, deren Vortheil ich im Auge hatten, meinen Rath einsahen und denselben annahmen. Gegenwärtig gibt es jetzt zu meiner Freude viele farbige Flüchtlinge in jener Gegend Canadas, die ihre eigene Farm besitzen, ihre Kinder in Unabhängigkeit auferziehen und ihnen eine gute elementare Schulbildung geben lassen — und doch hatten diese, ehe ich zu ihnen redete, noch nicht einen Schritt zu derartigen Verbesserungen gethan.

Während der Zeit, die ich in Colchester verlebte, machte ich die Bekanntschaft eines frommen Missionärs, der sich sehr für unser Volk interessirte. Er half mir in all meinem Bestreben, der schwarzen Bevölkerung

Gutes zu erweisen. Er schrieb unter Anderem an seinen Freund Fuller, einen Quäker aus England, der in Skaneteles, New York, wohnte, und suchte auch ihn für das Wohl unserer aufstrebenden Bevölkerung zu interessiren. Er hatte auch in so weit Erfolg, daß Fuller, der gerade im Begriffe stand, eine Besuchsreise nach England zu machen, uns versprach, seine dortigen Freunde zu unserer Unterstützung aufzufordern.

Er kam zurück mit 1500 Dollars für unsere Sache, und es fragte sich jetzt nur, wie diese Summe am besten anzulegen wäre. Ich hatte zwar schon eine ganz entschiedene Meinung in der Sache, dennoch hielten Wilson und ich es für das Gerathenste, eine Versammlung von Delegaten aus den verschiedenen Neger-Colonien zusammen zu berufen und in derselben zu berathschlagen, wie man das Geld am besten für das Wohl unserer Brüder anwenden könne. Diese Versammlung fand statt im Juni 1838 und zwar in London, im oberen Canada. Ich schlug auf derselben vor, daß man mit Hülfe des Geldes eine Arbeitsschule errichten solle, in der unsere Kinder eine gute Elementar-Schulbildung erhalten, und wo man noch außerdem die Knaben irgend ein mechanisches Handwerk, die Mädchen aber diejenigen weiblichen Handarbeiten lehren würde, die zur Zierde ihres Geschlechtes dienen. Dadurch allein würde es uns möglich gemacht werden, mit der Zeit eben so unabhängig in intellektueller Beziehung von den Weißen dazustehen, als wir es jetzt schon in irdischer

Hinsicht thaten. Für meinen Plan sprach auch noch besonders der Umstand, daß die eingefleischten Vorurtheile der Weißen ihnen in manchen Distrikten nicht erlaubten, unsere Kinder an dem Unterricht der ihren Theil nehmen zu lassen.

Zuerst fehlte es unserem Vorschlage nicht an Opponenten, aber wir besprachen uns so lange und eingehend über die Sache, daß wir schließlich alle einig wurden und man ein Committee von drei Männern erwählte, um einen passenden Platz für die Errichtung des Instituts aufzufinden. Missionar Wilson und ich waren die thätigen Glieder dieses Committees, und nachdem wir Canada nach allen Seiten hin durchreist hatten, fanden wir keinen besseren Platz als die Stadt Dawn, auf die ich schon einige Jahre zuvor mein Augenmerk gerichtet hatte.

Hier kauften wir jetzt 200 Acker sehr reichen Bodens, bepflanzt mit Schwarz-Wallnußbäumen und Weißholz. Ich kaufte für mich selbst noch einige Morgen zu einem außerordentlich billigen Preise, zu dem der Verkäufer mir das Land überließ, wenn ich ihm Baarzahlung leisten würde. Den Nutzen, den ich auf diese Weise erzielte, theilte ich jedoch mit dem Institut, indem ich demselben noch einen Theil des so billig gekauften Landes überließ.

Im Jahre 1842 zog ich mit meiner Familie nach Dawn, und da sich bald eine ganze Anzahl meiner Freunde dort niederließ, so schien die Zukunft des In-

stituts gesichert zu sein. Es befindet sich jetzt in jener Gegend eine ganze Anzahl blühender Colonien und die schwarze Bevölkerung hat sich nach allen Richtungen hin auf einem Flächenraum von mehr als dreihundert Quadratmeilen verbreitet. Ich glaube nicht, daß ich zu hoch greife, wenn ich die Zahl der Schwarzen auf 20,000 schätze. Wir blickten auf unsere Schule und den Landbesitz als zwei wichtige Bedingungen, mit der Zeit den Segen der Civilisation zu genießen, wo wir bis jetzt nur ihr Elend und ihre Laster kennen gelernt hatten.

Ich hörte nie auf, nach besten Kräften für das Wohl meiner Brüder zu sorgen und auch die Hülfe und den Beistand Anderer für sie zu gewinnen. Ich machte viele Reisen durch New York, Connecticut, Massachusetts und Maine und fand überall Freunde für unsere Sache. Ich empfing manche Liebesgabe für mein Volk und erfuhr persönlich die freundlichste Behandlung. Die wichtigste Hülfe jedoch wurde mir von Boston aus zu Theil, durch die wir in Stand gesetzt wurden, eine Sägemühle zu errichten und mit der Lichtung unserer Wälder zu beginnen. Der Verkauf des Holzes brachte uns dann eine sehr willkommene und hochgeschätzte Unterstützung für unsere Schule ein. Einige der kleinen Reisen, die ich unternahm, führten zu allerlei Ereignissen und Beobachtungen, die ich in einem folgenden Kapitel mittheilen will.

Neunzehntes Kapitel.

Unser Holzhandel.

Das Land, auf dem wir uns in Canada niedergelassen, war mit den schönsten Wäldern bedeckt, bestehend aus Bäumen der edelsten und der verschiedensten Art. Unsere Leute, die diesen Reichthum nicht zu schätzen vermochten, verbrannten die Bäume, um sich ihrer zu entledigen. Manchmal, wenn ich die Wälder durchstreifte, wurde ich ganz niedergeschlagen über diese Verschwendung und sann fortwährend über ein Mittel nach, diesen natürlichen Reichthum zu Geld zu verwandeln und dadurch die Lage des Volkes zu verbessern.

Ganz erfüllt von diesem Gegenstand verließ ich meine Heimath, um eine Beobachtungsreise durch New York und Neu England zu machen; ließ aber von meiner Absicht gegen Niemanden etwas verlauten. In New York sah ich Sägemühlen, in denen gerade solche Stämme verarbeitet wurden, wie wir sie daheim hatten, und in Neu England fand ich einen Markt für den Verkauf von Schwarz-Wallnuß, Weißholz und anderem Holz, gerade wie wir es daheim in Canada be-

saßen und dort verschwendeten. In Boston, Mass., angekommen, theilte ich diese Thatsachen und meine Pläne einigen menschenfreundlich gesinnten Männern mit, deren Bekanntschaft ich zuvor gemacht hatte. Sie liehen mir ein williges Ohr, und durch ihre Bemühungen erhielt ich vierzehnhundert Dollars, mit denen ich zurückkehrte und mich sogleich daran machte, eine Sägemühle in Camden (früher Dawn) zu erbauen. Es war erstaunlich und erfreulich zu sehen, wie die Leute rund umher jetzt mit wirklichem Ernst und Eifer zu arbeiten begannen und wie die Cultivirung des Landes vorwärts schritt.

Nachdem jedoch das Fachwerk der Mühle vollendet war, waren auch meine geringen Mittel erschöpft, welcher Umstand für mich keine kleine Versuchung war. Ich hatte nach bestem Gewissen gehandelt, mein Geld auf ehrliche Weise ausgegeben — und sollte nun vielleicht das ganze Unternehmen fehlschlagen?

Ich begab mich sogleich wieder zu meinen Bostoner Freunden, die mich ermuthigten und deren Beweise von Liebe und Achtung wie ein Balsam auf mein beunruhigtes Gemüth fielen. Sie indorsirten für mich eine Anweisung auf die Bank, wodurch ich befähigt wurde, noch achtzehnhundert Dollars mehr auf meine eigene Verantwortung hin zu leihen. Mit diesem Gelde konnte ich die Mühle vollenden, sie mit dem nöthigen Maschinenwerk versehen und bald die Freude haben, daß sie sich in vollem Gange befand. Natürlich war

die Mühle nicht mein Privateigenthum, sondern sie gehörte der Gesellschaft an, welche die Arbeitsschule gegründet hatte, in der jetzt viele Kinder, farbige und weiße, ja selbst einige Indianerkinder unterrichtet wurden.

Da das Unternehmen, sowohl durch meine eigenen Anstrengungen als durch diejenigen meiner Söhne, die auch Antheil an der Mühle hatten, an Umfang gewann, so begann ich darüber nachzudenken, wie ich mich am besten meiner pecuniären Verpflichtungen entledigen könne. Ich miethete zu diesem Zweck ein Schiff und belud es mit 80,000 Fuß des besten Schwarz-Wallnußholzes, das in unserer Mühle gesägt worden war. Mit dem Kapitän schloß ich den Vertrag, dasselbe für mich nach Oswego zu schaffen, und eine dortige Gesellschaft beauftragte ich, es weiter nach Boston zu befördern. Diese Gesellschaft aber schaffte das Holz nach New York und suchte mich um die ganze Ladung zu betrügen. Meine Bostoner Freunde jedoch verwendeten sich für mich, ließen das Holz zurückschicken und sicher nach Boston befördern, wo es auf dem Markt zu 45 Dollars per 1000 Fuß verkauft wurde. Der Erlös bezahlte alle Ausgaben und würde alle meine Schulden gedeckt haben; meine Freunde jedoch riethen mir, einen Theil des Geldes als Grundkapital für spätere Unternehmungen zurückzulegen. Bald darauf beförderte ich eine zweite Ladung auf demselben Wege.

Im nächsten Jahre brachte ich selbst, ohne Hülfe

irgend eines Agenten eine große Ladung Holz den St. Lawrencefluß hinunter nach Boston. Ich bezahlte selbst meinen Zoll und verkaufte mein Holz mit einem erfreulichen Nutzen.

Auf das ganze Unternehmen aber habe ich immer mit großer Freude zurückgesehen. Durch die Mühle gewann die ganze Gegend ein anderes Aussehen, und wurden die Gewohnheiten der Bevölkerung außerordentlich zu ihrem Vortheil verändert.

Eines kleinen Umstandes möchte ich noch erwähnen, der sich ereignete, als ich dem Zollbeamten die für das Holz schuldige Gebühr bezahlte. In den Ver. Staaten war gerade kurz zuvor ein Gesetz herausgegeben worden, welches verbot, einen Sklavenflüchtling zu unterstützen oder sich mit demselben in einen Handel einzulassen. Als dann der Zollbeamte mir meine Rechnung einhändigte, bemerkte ich scherzend, daß er besser thun würde, sich in kein Geschäft mit mir einzulassen, da ich ein Sklavenflüchtling sei. „Sie sind ein Sklavenflüchtling?“ fragte er erstaunt. „Ja, ja,“ antwortete ich ihm, „und Sie thäten besser, kein Geld von mir anzunehmen.“ „Das geht mich nichts an,“ antwortete der Beamte, „hier ist Ihre Rechnung; Sie haben wie ein Mann gehandelt und wir wollen auch als Männer mit einander verkehren.“ Die kleine Scene erfreute mich und schien auch die Umstehenden zu ergötzen.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch in England.

Mein großes Interesse an der Arbeitsschule in Dawn war die Ursache meines Besuches in England. Diejenigen, die noch nie mit den geschäftlichen Angelegenheiten eines solchen Institutes vertraut waren, können auch nicht die Schwierigkeiten verstehen, die damit verknüpft sind. Trotz aller Anstrengungen der Gründungsgesellschaft lastete doch eine Schuldenlast von 7500 Dollars auf dem Institut. Im Jahre 1849 hielten wir eine große Versammlung, zu der nicht allein die Beamten, sondern alle Freunde dieser Angelegenheit besonders eingeladen wurden, und es wurde gründlich berathen, wie diesem Uebelstande am besten abzuhelfen sei. Endlich wurde beschlossen, das ganze Unternehmen in zwei Theile zu theilen und unter die Aufsicht zweier Parteien zu stellen. Die eine Partei sollte die Aufsicht haben über die Mühle und einen Theil des Landbesitzes, und die damit verknüpften Schulden zu decken suchen; die andere Partei sollte die übrigen Gebäude und Ländereien und die Schule unter

ihre Aufsicht nehmen. Für die Schule fand sich leicht Jemand, nicht so für die Mühle, die eine Schuldenlast von 7500 Dollars trug. Es blieb mir nichts anderes übrig, als diese Verantwortung selber zu übernehmen, nachdem ich von meinem Freunde B. Smith die Zusage erhalten hatte, daß er die Hälfte der Verantwortlichkeit tragen und sich auch des Geschäftes annehmen wolle.

Ich entschloß mich jetzt, die Weltausstellung in London zu besuchen und einige Proben unseres besten Wallnußholzes dahin mit mir zu nehmen, um zu versuchen, ob sich nicht auch mit England ein Handel eröffnen ließe. Außerdem hoffte ich Hülfe zur Abtragung unserer Schuld zu finden. Ich wurde zu diesem Zwecke von meinen amerikanischen Gönnern mit Empfehlungsbriefen an die ersten Männer Englands versehen, die sich mir sehr dienstbar erwiesen und mir den Eintritt in die besten Gesellschaften des Königreiches eröffneten.

Ich kann es nicht unterlassen, hier einige Schwierigkeiten zu erwähnen, die mir von Andern in den Weg gelegt wurden, und so sehr ich diese Nothwendigkeit auch bedauere, so muß ich es doch thun, um ein wirklich verständliches Bild von dieser Periode meines Lebens geben zu können. Es war mir nicht unbekannt, ehe ich Canada verließ, daß einige Personen sich bestrebten, das Eigenthum unserer Gesellschaft unter ihre Verwaltung zu bringen und meinen Einfluß auf dasselbe aufzuheben. Ich war nämlich noch nicht lange in Eng-

land gewesen, und war von den meisten Herren, an die ich Empfehlungsschreiben hatte, sehr freundlich aufgenommen worden, hatte auch schon auf etlichen Kanzeln gepredigt und mein Vorhaben einem Theil des britischen Publikums auseinandergelegt — als mir eines Tages ein Circular in die Hände fiel mit etwa folgendem Inhalt: „Ein Mann, Namens Josiah Henson, der sich gegenwärtig in England aufhält, um unter falschen Vorgebungen Geld zu collektiren, ist ein Betrüger. Er kann sich nicht ausweisen und wird das Geld, das er etwa erhalten mag, gewiß nicht den Wünschen der Geber gemäß verwenden. Besagter Josiah Henson ist aber ein sehr geschickter und beredter Mann und es wird ihm leicht werden, das Publikum zu betrügen." So schwer dieser Schlag mich auch traf, so freute ich mich doch, daß ich bereits meine Freunde gebeten hatte, ein größeres Committee zur Untersuchung meiner ganzen Angelegenheit zu bestimmen, und ein kleineres, welches jeden Pfennig Geld, das ich erhalten mochte, in Empfang nehmen und mir dasselbe nach eigenem Gutdünken ausliefern solle. Zu diesem Committee gehörten Männer, deren Namen wohlbekannt sind, wie z. B. George Hitchcock, John Scabell, Lord Ashley (Graf von Shaftesbury) u. a.

Nachdem dieser Angriff auf meinen Charakter gemacht worden war, wurde eine Versammlung der Männer zusammenberufen, die sich für meine Sache interessirten, und mein Ankläger, der sich auch in England befand,

wurde aufgefordert, mir vor dieser Versammlung von Angesicht zu Angesicht zu begegnen. Er erschien auch und wurde zuerst angehört, und dann wurde ich gefragt, was ich auf diese Beschuldigungen zu antworten habe. Ich berief mich einfach auf die Thatsachen, die ich ihnen schon früher mitgetheilt, und sagte, daß ein Mann, der sich ganz dem Dienste seiner Nebenmenschen hingegeben, immer mißverstanden werden würde. Man las darauf noch einmal meine Empfehlungsbriefe durch — und diese allein waren schon eine hinreichende Widerlegung der Anklage, daß ich ein Betrüger sei.

Die Herren versicherten mich ihres Vertrauens und ihrer Zufriedenheit, beschlossen aber, um jeden Verdacht von meinem Charakter zu entfernen, auf ihre eigenen Kosten einen Agenten nach Canada zu schicken, der die ganze Sache gründlich untersuchen sollte. Sie riethen mir, denselben zu begleiten, und wir traten sofort unsere Reise an, nachdem ich schon 1700 Dollars erhalten hatte, die natürlich jetzt in den Händen des Schatzmeisters zurückblieben. In Canada angekommen, wurde sogleich auf unserem Besitzthum eine Versammlung derer zusammenberufen, die sich für mich und meine Sache interessirten, und es erschien auch eine große Anzahl von Leuten aller Art, unter andern auch der Prediger John Rolfe, der die Leitung der Untersuchung übernahm. Der Agent blieb noch etwa drei Monate in Canada, und ehe er Amerika verließ, schickte er mir einen Brief mit der Anzeige, daß, wenn ich immer

nach England zurückzukehren wünsche, ich in den Händen von Amos Lawrence in Boston eine Anweisung auf das nöthige Reisegeld vorfinden würde. Ich begab mich daher im Herbste des Jahres 1851 auf meine zweite Reise nach England.

Der Boden war jetzt für mich geebnet und ich konnte eine reiche Ernte halten. In wenigen Monaten war die ganze Schuld unseres Institutes abgetragen — da rief mich plötzlich eine schwere Krankheit meiner Frau nach der Heimath zurück. Einige interessante Erlebnisse während meines Aufenthaltes in England will ich in einem anderen Kapitel erwähnen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Meine Erlebnisse in London.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich die Absicht hatte, einige Proben unseres besten Wallnußholzes auf die Weltausstellung in London zu bringen. Ich wählte zu diesem Zwecke vier der schönsten Bretter mit den feinsten Fasern und Zeichnungen, die ein Herr Chickering in Boston für mich einpackte und sie mit dem Schiffe, welches die amerikanischen Produkte auf die Weltausstellung brachte, nach London schickte. Hier angekommen, ließ ich die Bretter noch einmal nach der französischen Art poliren, so daß sie jetzt wirklich wie Spiegelglas glänzten. Ich kann nicht umhin, in Verbindung mit diesen Brettern eines Umstandes zu erwähnen, der mich sehr amüsirte. Der Inspektor der amerikanischen Abtheilung wollte nämlich meine Bretter, weil sie mit dem amerikanischen Schiffe gekommen waren, für seine Abtheilung behalten, wogegen ich jedoch protestirte, und dieselben als ein canadischer Bürger auch nach der canadischen Abtheilung gebracht zu sehen wünschte. Er sagte mir aber: „Sie können

ausstellen, was Ihnen gehört und was Ihnen beliebt, von diesen Sachen hier darf aber nicht eine ohne meine Bewilligung fortbewegt werden.“ Da kam mir ein glücklicher Einfall. Ich dachte, wenn dieser Yankee meine Produkte zu behalten wünscht, soll die Welt doch wenigstens wissen, wem sie gehören. Ich ließ daher am frühen Morgen einen Maler kommen und ihn mit großen weißen Buchstaben oben auf die Bretter schreiben: „Dies ist das Produkt eines Sklavenflüchtlings aus Dawn in Canada.“ Als der amerikanische Inspektor erschien, fand er mich schon auf meinem Posten. Sein Erstaunen, als er jene Worte las, brachten mich fast zum Lachen, aber seinem Gesichte sah ich es an, daß ein Gewitter im Anzuge sei. „Was soll das?“ fragte er mich. „O,“ erwiderte ich, „es ist nur eine kleine Information für die Leute, damit sie erfahren, wer diese Bretter produzirte.“ „So, und denken Sie, ich werde diese Beleidigung, die für mich darin liegt, ruhig hinnehmen?“ Es hatten sich inzwischen eine ganze Anzahl englischer Herren versammelt, die ihr Vergnügen über den Zorn des Yankee's kaum verbergen konnten. Dieser aber wurde dadurch nur noch um so mehr erbost und fragte mich: „Glauben Sie denn, ich hätte diese Bretter für nichts über den Ocean gebracht.“ „Nein, mein Herr, aber ich war von Anfang an bereit, dafür zu bezahlen.“ „Sie können jetzt die Bretter fortnehmen und sie hintragen, wohin es Ihnen beliebt.“ „O nein, Sie können dieselben jetzt nur behalten, ich

will Sie nicht mehr stören." „Nein, nein, Sie müssen sie fortnehmen." So ging es fort zwischen uns und ich sagte ihm endlich: „Als ich die Bretter nehmen wollte, weigerten sie sich, mir dieselben zu überliefern, und jetzt sollen sie bleiben, wo sie sind." Das Ende vom Liede war, daß am nächsten Tage meine Bretter nach der canadischen Abtheilung gebracht wurden, ohne daß ich einen Pfennig dafür zu zahlen hatte. Auf jener großartigen Weltausstellung erfuhr meinem geringen Beitrage die größte Würdigung von allen Vorübergehenden. Ich hatte sogar die Freude, daß die Königin Viktoria dieselben musterte und meinen ehrerbietigen Gruß freundlich erwiderte. „Ist er wirklich ein Sklavenflüchtling?" hörte ich sie ihre Begleiter fragen, und die Antwort, die sie empfing, war: „Ja, Ew. Majestät, er ist in der That." Als ich schon lange nach Canada zurückgekehrt war, wurden mir noch manche Beweise der Anerkennung zu Theil. So empfing ich unter anderen Sachen einen Catalog sämmtlicher Gegenstände und ihrer Aussteller (unter deren Namen ich auch den meinigen fand), eine broncene Medaille und ein schönes Portrait der Königin und der königlichen Familie.

Während meines Aufenthaltes in England wurde ich von Vereinen der verschiedensten Art zum Reden aufgefordert. Ein besonderes Vergnügen gewährte es mir, die sogenannten Ragged Schools (Schulen für verwahrloste Kinder) zu besuchen, und ich redete auch

in mehreren Versammlungen, die im Interesse dieser Schulen gehalten wurden. Die großen Massenversammlungen besuchte ich fast alle. Auf einer derselben (es war das Jahresfest des Sonntagschulvereins,) sprach ein Mann aus Pennsylvanien über die Sonntagschulen der Ver. Staaten und wie der Segen derselben allen Klassen der Bevölkerung zu Theil werde. Ich fühlte mich gedrungen, ihm zu widersprechen, und nachdem ich ihm einige Fragen gestellt, die er ausweichend beantwortete, theilte ich der großen Menge der versammelten Leute mit, daß die schwarze Bevölkerung sehr wenig von dem Segen der Sonntagschulen erfahre, ja in vielen Distrikten sogar förmlich von denselben ausgeschlossen sei. Meine Worte riefen eine große Aufregung hervor, denn die Leute mußten fühlen, daß ich aus Erfahrung und Ueberzeugung sprach.

Daß ich mit vielen der ersten Männer Englands bekannt wurde, habe ich bereits erwähnt. Ein Lord Grey machte mir den Vorschlag, nach Indien zu gehen und dort die Bemühungen der Regierung zur Einführung der Baumwollencultur zu leiten. Er versprach mir einen sehr guten Gehalt, und wenn ich es nicht aus Rücksicht für meine Unternehmungen in Canada unterlassen hätte, so würde ich seinen Vorschlag angenommen haben.

Ein anderes Ereigniß, auf das ich nur mit der größten Freude zurückblicken kann, war eine längere Unterredung mit dem Erzbischof von Canterbury, einem

Mann, der in gesellschaftlicher Hinsicht der Krone am nächsten stand. Er erkundigte sich nach den Umständen meines Volkes in Amerika und nach den Plänen, die ich für dasselbe hegte, und nachdem wir uns etwa eine halbe Stunde mit einander unterhalten hatten, fragte er mich: „Welche Universität haben Sie besucht, mein Herr?" „Die Universität des Unglücks, Euer Hochwürden." „Die Universität des Unglücks," wiederholte er, indem er mich mit Erstaunen betrachtete, „wie meinen Sie das?" „Es war mein Schicksal, daß ich als ein Sklave geboren wurde, und einen beträchtlichen Theil meines Lebens in der Sklaverei verlebte; ich lernte nie in meiner Jugend die Bibel lesen und empfing überhaupt meine Erziehung unter den unglücklichsten Umständen. Das ist die Ursache, weßhalb ich von der Universität des Unglücks sprach." „O, ich verstehe Sie," antwortete er mir; „aber ist es möglich, daß Sie nie eine höhere Schule besucht haben?" „Ja," antwortete ich ihm, „ich hatte nie das Glück, studiren zu können." „Aber ich kann mir gar nicht denken, daß Sie nicht eine anständige Erziehung genossen haben sollten. Ich habe schon viele Neger sprechen hören, aber noch nicht einen, der sich so gewandt auszudrücken verstand, wie Sie. Auf welche Weise wurden Sie denn mit unserer Sprache bekannt?" Ich erzählte ihm jetzt von meiner frühesten Kindheit, und wie es immer mein Bestreben gewesen sei, denen nachzuahmen, die meiner Ansicht nach am besten und

correktesten sprachen. „Es ist erstaunlich,“ antwortete der Erzbischof, „und wurden Sie denn auch ohne religiösen Unterricht aufgebracht? Wie wurden Sie mit Christus bekannt?“ Ich erzählte ihm nun, wie eine arme, unwissende Sklavenmutter mich das Vaterunser gelehrt habe. „Und auf welche Weise erweiterten sich Ihre Begriffe von unserem Erlöser?“ Ich theilte ihm jetzt, was meine Leser bereits wissen, von jener Predigt mit, die ich an einem Sonntagmorgen gehört, über den Text: „Er, durch die Gnade Gottes, schmeckte den Tod für Jedermann.“ „Das war ein schöner Text,“ antwortete der Erzbischof, und ich sah, wie er seine Thränen nicht zurückzuhalten vermochte. Man hatte mir gesagt, daß meine Unterredung mit dem Erzbischof vielleicht eine Viertelstunde dauern werde, und als ich jetzt einen Blick auf die Uhr warf, sah ich, daß wir bereits anderthalb Stunden mit einander gesprochen hatten. Ich erhob mich nun, um Abschied zu nehmen. Der Erzbischof begleitete mich bis zur Thür, und indem er mir mit Thränen in den Augen die Hand drückte und mich bat, ihn wieder zu besuchen, wenn ich wieder nach England käme, überreichte er mir einen 50 £ Schein.

Bei meinem zweiten Besuch in England nahm ich auch Theil an einer sehr schönen Festlichkeit, die der Premierminister von England, Lord John Russel, einer großen Anzahl von Sonntagschullehrern gab. Dieser Tag gehörte auch zu einem der schönsten meines Lebens.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Meine Rückkehr in die Heimath.

Vom Juni bis zum ersten August 1852 verfolgte ich in England eifrig den eigentlichen Zweck meiner Reise, und nachdem dieser erfüllt war, schrieb ich auf das Verlangen vieler englischer Herren und Damen eine Erzählung von den Ereignissen meines Sklavenlebens nieder. Kaum war ich damit fertig, so erhielt ich am 3. September einen Brief aus Canada, der mich benachrichtigte, daß mein geliebtes Weib, meine Gefährtin für mehr als 40 Jahre, welche Freud und Leid mit mir getheilt hatte, sich am Rande des Grabes befinde und daß sie sehnlich meine Rückkehr wünsche, um mir noch ein letztes „Lebewohl" zu sagen. Schon am folgenden Tage befand ich mich auf der Reise und erreichte am 20. September meine canadische Heimath. Nur Diejenigen, die schon einmal ähnliches Leid erfahren haben, können sich einen Begriff von meinen Gefühlen machen, als ich mich unserem einfachen Wohnhause näherte. Ich hatte nichts wieder gehört, seitdem ich England verlassen, und wußte nicht, ob mein geliebtes

Weib, die Mutter meiner Kinder, sie, die einst mit mir jene einsame und ermüdende Reise aus dem Lande der Sklaverei machte, sie, die mir stets ein so treues und liebevolles Weib gewesen war, noch am Leben oder ob sie schon eingegangen sei in die ewige Ruhe.

Der gütige Vater im Himmel hatte jedoch ihr Leben ein wenig verlängert und wir durften uns noch einmal wiedersehen. Und welch ein Wiedersehen war das! Im Hofe begegneten mir meine vier Töchter, die sich vor Freude und Schmerz in meine Arme warfen. Sie baten mich, die Mutter nicht sogleich zu sehen, da ihre geschwächten Nerven die Freude nicht würden ertragen können. Sie bereiteten die Kranke erst schonend auf meine Rückkehr vor. Als ich mich ihrem Bette näherte, umarmte sie mich mit der Ruhe und dem Muth einer Christin und tadelte mich sogar wegen meiner Bewegung, die ich nicht zu unterdrücken vermochte. Ich fand sie ganz ergeben in den Willen Gottes, und sie wartete mit Festigkeit auf die Stunde ihrer Erlösung. Sie freute sich sehr, mich noch einmal wieder zu sehen; aber sie drückte auch ihr Bedauern aus, daß sie mich hatte zurückrufen lassen zu einer Zeit, wo meine Aussichten so glänzend waren. Ich beruhigte sie aber und sagte ihr, daß ich von Herzen dankbar sei, daß Gott uns dieses Wiedersehen vergönnt habe, was auch immer die pecuniären Verluste sein möchten. Wir sprachen mit einander über unser ganzes vergangenes Leben, und riefen uns alle die traurigen und glücklichen Stunden

unserer Pilgerschaft in's Gedächtniß zurück, bis sie endlich ermattet in einen leichten Schlummer verfiel.

Am folgenden Tage schien sie neu belebt und gab sich selbst der Hoffnung hin, daß sie vielleicht doch wieder genesen könnte. Es sollte jedoch nicht so sein. Gott in seiner Gnade verlängerte ihr Leben nur für wenige Wochen, und ich hatte die traurige Freude, Tag und Nacht an ihrem Bette sitzen zu dürfen, und endlich, als der letzte Augenblick kam, durfte ich ihr die Augen schließen. Sie segnete mich und ihre Kinder und empfahl uns der Sorge unseres ewig treuen Heilandes, der auch sie getragen hatte in so mancher schweren Prüfungsstunde. Dann küßte sie uns und ohne einen Schmerz oder einen Seufzer schied sie von dieser Erde, so sanft, wie ein Kind entschläft an seiner Mutter Brust. Ich kann in Wahrheit und aus überströmendem Herzen sagen, daß sie eine ernste und aufrichtige Christin war und ein treues und liebendes Weib. Noch am Tage ihres Todes traf sie alle die kleinen Vorbereitungen, die zu meinem Glück und meiner Bequemlichkeit beitragen konnten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Meines Bruders Freiheit.

Ich habe schon erwähnt, daß mir von vielen menschenfreundlich gesinnten Männern in England die größte Aufmerksamkeit zu Theil ward. Unter diesen waren besonders Samuel Morley und George Hitchcock, bei denen ich abwechselnd zu Mittag aß. Eines Tages, als ich mich bei Samuel Morley zu Tische befand und alle die kostbaren Speisen vor mir stehen sah, kam plötzlich mit aller Macht die Erinnerung an die Vergangenheit über mich, und besonders mußte ich meines einzigen Bruders gedenken, der noch in den Ketten der Sklaverei schmachtete. Ich sah ihn vor mir, wie er alles dessen beraubt war, was das Leben schön und angenehm macht, und wie er ein niedriges und elendes Dasein führte, während ich an dem kostbar besetzten Tische eines der ersten Männer Englands saß. Ich hörte im Geiste seine Ketten klirren, und sah, wie er kaum genug hatte, um seinen Hunger zu befriedigen. Alles wirkte so mächtig auf mich ein, daß ich mich

vom Tische erhob, ohne einen Bissen gegessen zu haben. Herr Morley forschte freundlich nach der Ursache meines ungewöhnlichen Betragens; aber es dauerte lange, bis ich meine Bewegung so weit bemeistern konnte, um ihm die Ursache mitzutheilen. In jenem Augenblick aber faßte ich den festen Entschluß, so wie ich wieder in Amerika sein werde, kein Mittel zur Befreiung meines Bruders unversucht zu lassen.

Ich hatte schon früher, ehe ich nach England ging, mehrere Versuche gemacht, meinen Bruder zu befreien. Ein Herr Chaplain aus New York, der ihn im Süden besuchte, wollte ihn zur Flucht bewegen, aber er besaß keinen Muth, sein Leben auf's Spiel zu setzen. Dennoch hatte ich keine Ruhe, und Chaplain versprach mir, da er wieder eine Reise nach dem Süden antrat, einen zweiten Versuch zu machen. Auch dieser war von keinem besseren Erfolge gekrönt, und Chaplain, der jetzt versuchte, einige Sklaven zu unterstützen, die von Georgia nach Canada zu entfliehen gedachten, wurde entdeckt und in's Gefängniß geworfen. Als Lösegeld für ihn forderte man drei Mal den Werth der Sklaven, die er hatte befreien wollen. Einige Quäkerfreunde brachten die Summe zusammen, da sie wußten, daß Chaplain gehängt werden würde, wenn man das Geld nicht zahle. Unter diesen Quäkern befand sich auch eine Familie Smith, die alle ihre Besitzungen verkaufte und ihr ganzes Vermögen einbüßte, um den Freikauf Chaplain's zu ermöglichen.

Als ich nun von England nach Amerika zurückgekehrt war, machte ich mir die Befreiung meines Bruders zu meiner ersten Aufgabe; denn obwohl alle früheren Versuche fehlgeschlagen waren, so konnte ich mich doch nicht entschließen, alle Hoffnung aufzugeben. Durch die Hülfe eines Freundes erfuhr ich, daß die Herrin meines Bruders diesem seine Freipapiere für 400 Dollars geben wolle, und ich schloß daraus, daß ich wenigstens 550 Dollars haben müßte, um ihn zu mir nach Canada zu bringen. Ich wandte mich daher wieder an meine Bostoner Freunde, besonders an Amos Lawrence, und sie willigten ein, meinen Lebenslauf drucken zu lassen, durch dessen Verkauf ich das nöthige Geld zu erlangen hoffte. Kaum waren die Bücher fertig, so nahm ich sie packweise auf meinen Rücken und durchwanderte alle Staaten Neu Englands, um sie zum Verkauf auszubieten. Wirklich brachte ich das Geld zusammen und sandte es frohen Herzens durch einen Freund an der City Bank in Boston nach dem Süden. Es dauerte auch nicht lange, so konnte ich meinen Bruder in Boston umarmen. Ich nahm ihn mit mir nach Canada, woselbst er fünfzehn Jahre mit uns verlebte. Als der Präsident Lincoln allen Sklaven Amerikas die Freiheit verkündigte, kam sein ältester Sohn, um den Vater zu besuchen, und wenn der Präsident ein Zeuge des Wiedersehens zwischen Vater und Kind hätte sein können, so würde sein Herz sich gewiß befriedigt gefühlt haben.

Der Sohn ging wieder zurück und verlebte noch drei Jahre mit seiner Mutter und seinen Geschwistern; dann kam er wieder nach Canada, um seinen Vater mit nach New-Jersey zu nehmen, wohin die ganze Familie gezogen war. Die frühere Besitzerin seines Vaters hatte gleich nach der Verkündigung der Sklaven-Emancipation Maryland verlassen und war nach New-Jersey gezogen, woselbst ihr Mann eine große Milchfarm angekauft hatte. Sie versuchte, sich mit weißen Dienstboten zu behelfen; aber als es nicht ging, bat sie meinen Bruder, mit seiner Familie zu ihr zu kommen, um gegen einen hohen Lohn ihr wie zuvor zu dienen. Die Familie befindet sich noch dort; der älteste Sohn meines Bruders ist jetzt Aufseher der ganzen Farm und genießt großes Vertrauen. Mein Bruder ist jetzt ein und neunzig Jahre alt und ist mein einziger, noch lebender Verwandter, außer meiner Frau und meinen Kindern.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Harriet Beecher Stowe's Charaktere in Onkel Tom's Hütte.

Nach meinem so erfolgreichen Aufenthalt in England durchreiste ich Canada, Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachussetts, Connecticut und Rhode Island. Ueberall wurde ich auf das Höflichste empfangen und redete auf den Kanzeln der verschiedensten Denominationen über die Sklaverei. Zu jener Zeit wurde die Sklaverei noch als ein berechtigtes Institut des Südens betrachtet, und man glaubte, nichts in der Welt würde im Stande sein, die Grundvesten desselben zu erschüttern. Es ist eine sehr irrige Meinung Vieler, daß die Sklavenbesitzer ihre Sklaven verkauft haben würden, wenn die Regierung ihnen die Bezahlung derselben angeboten hätte. Sie liebten die Sklaverei viel zu sehr, waren mit derselben aufgewachsen und nicht willig, ohne Kampf dieses Institut aufzugeben. Anti-sklaverei-Grundsätze fand man im Süden fast gar nicht, und selbst im Norden waren dieselben durchaus nicht allgemein, und deßwegen waren auch solche Männer,

die moralischen Muth genug besaßen, um über das Für und Wider der Sklaverei in öffentlichen Versammlungen zu reden, immer sehr willkommen. Sie trugen viel dazu bei, die öffentliche Meinung des Nordens zu ändern. In der Umgegend von Andover traf ich mit Frau Beecher Stowe zusammen. Sie sandte nach mir und meinem Reisegefährten George Clark, der mit seiner schönen Singstimme viel dazu beitrug, meine Versammlungen interessant zu machen. Wir begaben uns nach dem Wohnhause der Dame und sie ging mit großem Interesse auf mein Leben und meine Leiden ein. Sie freute sich über die Veröffentlichung derselben und hoffte, das Buch werde viel dazu beitragen, den Leuten die Augen zu öffnen über das Verbrechen, welches in der Sklaverei liege. Ich konnte ihr, da es sie sehr zu interessiren schien, noch viele Einzelheiten mittheilen über Sklaverei und Sklavenbesitzer, und konnte dies um so mehr, da ich nicht allein Aufseher gewesen war, sondern auch fünf und zwanzig Jahre lang die Produkte unserer Farm auf den Markt in Washington bringen mußte und dadurch natürlich hinreichend Gelegenheit hatte, mit den Eigenthümlichkeiten der Sklavenbesitzer bekannt zu werden.

Bald nachher erschien Frau Beecher's berühmtes Buch „Onkel Tom's Hütte," das sich schnell durch alle Theile Amerikas verbreitete, und im Norden öffentlich, im Süden heimlich gelesen wurde. Manche sagten, ihre Berichte seien übertrieben, aber der Schlüssel zu dem

Buche, der bald darauf erschien, bewies nur zu klar, daß die Frevel der Sklaverei nicht so leicht übertrieben werden können. Frau Beecher wies in demselben auch auf meine Lebensgeschichte hin. Von jener Zeit an bis zu der gegenwärtigen bin ich „Onkel Tom" genannt worden, und bin stolz auf diesen Titel gewesen. Sollte ich auch nur ein klein wenig durch meine einfachen Worte dazu beigetragen haben, jene begabte Frau zum Schreiben der schmerzlichen Geschichte zu veranlassen,— so hätte ich nicht vergeblich gelebt. Die Gefühle des Publikums wurden durch dieselbe erweckt und die Herzen von Mitleid für die leidenden Sklaven erfüllt. Das Buch war der Anfang eines herrlichen Endes, ein Keil, der endlich den ganzen gigantischen Bau der Sklaverei zusammenreißen mußte.

Frau Beecher läßt allerdings ihren Helden sterben, und es war vielleicht so am besten für den Abschluß ihrer Geschichte, und wenn Gott mir nicht die Constitution eines Riesen gegeben hätte, so wäre ich auch zehn Mal gestorben, bevor ich Canada erreichte. Ich betrachte es überhaupt als einen Hauptcharakterzug meines Lebens, daß ich mich immer wieder erholen konnte trotz der schrecklichsten Mißhandlungen und Strapatzen. Ich danke Gott für seine reiche Gnade, daß er mich aus Egypten in das gelobte Land führte, und ich hoffe bis zu meiner letzten Stunde Ihm ein treuer Knecht zu sein.

Der weiße Sklave George Harris und sein Weib Elisa

waren meine persönlichen Freunde. George Harris, dessen eigentlicher Name Lewis Clark ist, durchreiste mit mir die Staaten New-Englands und hielt überall Vorlesungen. Sein Blut ist vielleicht zu drei Theilen weiß und er ist wirklich ganz der intelligente Mann, als den Harriet Beecher ihn darstellt. Nachdem er der Sklaverei entflohen war, lebte er längere Zeit mit seiner Familie in Canada und zog später nach Oberlin in Ohio, um seinen Kindern eine bessere Erziehung geben zu lassen. In Canada herrschten nämlich an gewissen Plätzen immer noch große Vorurtheile gegen die Zulassung von Negern zu den Schulen der Weißen. Und doch bezahlten die Neger so gut ihre Abgaben und dieselben Schultaxen, wie die weißen Einwohner des Landes.

Auch die interessante Geschichte der Elisa wird von Vielen für übertrieben gehalten, und man erklärt es für unglaublich, daß ein Sklavenweib auf solche Weise entfliehen könne. Frau Beecher schilderte aber den Charakter der Elisa nach einer wahren Begebenheit, die sie den „Erinnerungen von Levi Coffin" entnahm, und dieser schilderte die herzdurchbringende Begebenheit wahrheitsgetreu, wie er sie selbst aus dem Munde des Sklavenweibes erfuhr. Elisa war eine Sklavin aus Kentucky, und ihr Eigenthümer wohnte einige Meilen unterhalb Ripley, einige Stunden vom Ohiofluß entfernt. Ihr Herr und auch dessen Frau waren immer sehr freundlich gegen sie gewesen, und sie hatte eine ganz

angenehme Heimath, bis ihr Herr in pecuniäre Verlegenheit gerieth und den Entschluß faßte, Elisa zu verkaufen. Diese war außer sich vor Schmerz bei dem Gedanken, von ihrem geliebten Kinde, einem hübschen, zweijährigen und vielversprechenden Knaben, getrennt werden zu sollen. Zwei Kinder hatte sie schon durch den Tod verloren, und um so weniger wollte sie sich von diesem einzigen scheiden, und faßte daher den Entschluß, in der nächsten Nacht mit ihrem Kinde zu entfliehen. Sobald es dunkel geworden war und die Familie sich zur Ruhe zurückgezogen hatte, nahm sie ihr Kind auf den Arm, verließ das Haus und eilte dem Ohiofluß zu, den sie mit Leichtigkeit zu überschreiten hoffte, da er gewöhnlich in dieser Jahreszeit zugefroren war. Wie groß war aber ihre Enttäuschung, als sie bei'm ersten Tageslicht bemerkte, daß das Eis bereits gebrochen war und in großen Stücken im Flusse umher schwamm. Sie wagte sich in ein nahe liegendes Haus, wo man sie auch freundlich aufnahm und ihr erlaubte, den Tag über dort zu verbleiben. Bis zum Abend hoffte die arme Mutter irgend einen Weg zu entdecken, um über den Fluß zu gelangen; aber das Eis brach nur noch mehr während des Tages und das Ueberschreiten des Flusses wurde immer gefährlicher. So wie aber Elisa ihre Verfolger heran kommen hörte, hielt sie nichts mehr zurück, sie wollte lieber im Flusse sterben, als in die Hände ihrer Feinde fallen. Mit dem linken Arm preßte sie ihren Knaben an die Brust und sprang mit ver-

zweifelten Entschluß auf das erste Stück Eis, gerade in dem Augenblick, in dem ihre Verfolger sie entdeckten. Von einer Eisscholle zur andern sprang sie, und wenn eine derselben unter ihrem Gewichte sank, so schleuderte sie ihr Kind auf die nächste und schwang sich selbst mit ungeheurer Anstrengung ihrem Kleinod nach. Sie war durchnäßt von Eiswasser bis auf die Haut, ihre Finger waren steif vor Kälte, aber sie fühlte, daß Gott sie schütze und keine Gefahr ihr schaden könne.

Als sie das Ufer erreichte, war sie gänzlich erschöpft. Ein Mann, welcher dort gestanden und ihre Flucht mit Verwunderung angestaunt, und jeden Augenblick erwartet hatte, daß sie untersinken würde, brachte sie in ein nahe liegendes Haus, wo man sie liebevoll aufnahm und verpflegte. Da man es aber nicht für gerathen hielt, daß sie über Nacht in dem Hause blieb, so versah man sie mit Nahrung und trockener Kleidung und führte sie einige Meilen stromaufwärts. Am nächsten Tage brachte man sie wieder einige Stationen weiter und so fort, bis sie unser Haus in Newport erreichte, wo sie einige Tage verweilte. Mittlerweile kamen noch andere Flüchtlinge an, und man schickte Elisa und ihr Kind mit diesen nach Sandusky in Ohio, wo sie glücklich ankamen, und dann über den See nach Canada fuhren, woselbst sie sich in Chatham niederließen. Elisa starb in Oberlin.

Auf Riley's Plantage befand sich ein Negermädchen, Namens Dinah, welche bis auf's Haar Frau Beecher's

Topsy glich. Dinah war so klug und schlau wie ein Fuchs, aber sie handelte wie eine Irrsinnige, um dadurch ihre Herrin zu täuschen. Wenn diese zu ihr sagte: „Dinah, gehe hin und thue deine Arbeit," so erwiderte sie: „Ja, ja, wenn ich fertig bin," oder: „geh', und thue es selbst." Sie that die albernsten und unartigsten Dinge, entging aber der Bestrafung, eben weil ihre Herrin sie für schwachsinnig hielt.

Nicht weit von dieser Farm lebte auch ein Herr, Namens St. Clair, der ebenso gutherzig war, wie Frau Beecher Stowe's St. Clair. Bald nachdem ich die Gegend verlassen, erfuhr ich, daß er sich bekehrt, seinen Sklaven die Freiheit gegeben habe und nach Indiana gezogen sei, woselbst er als ein Methodistenprediger wirke.

Es ist Thatsache, daß, sobald ein Sklavenhalter erweckt wurde, er entweder seine Sklaven oder seine religiöse Ueberzeugung aufgeben mußte, da beide nicht neben einander bestehen konnten. St. Clair hatte ein liebes, kleines Mädchen, das gut als Original für die süße, kleine Eva dienen könnte. Ueberhaupt waren die Kinder der Sklavenbesitzer oft liebe, kleine Wesen, bis endlich leider die Umstände in den meisten Fällen auch die sanftesten Anlagen in Herzlosigkeit und Selbstsucht verwandelten. Bryce Litton, der meinen Arm brach und mich für mein Leben lang verstümmelte, könnte gut für Frau Beecher's grausamen Legree eintreten. Litton war der grausamste und tyrannischste Mensch, den ich

je in meinem Leben kennen lernte, und ich darf wohl behaupten, daß sein rachsüchtiger und tückischer Geist ihn auch zu den grausamsten Verbrechen getrieben haben würde. Er führte ein Schweineleben und starb wie ein Hund einige Jahre, nachdem ich das Land verlassen hatte. Er wurde allgemein verachtet, selbst unter den Sklavenhaltern, denn wenn einmal ein Aufseher die Schranke übertrat, die sie Menschlichkeit nannten, dann war er so zu sagen geächtet und seine Laufbahn war keine glückliche. Aus dem Gesagten erhellt also zur Genüge, daß Frau Beecher Stowe's Buch durchaus keinen übertriebenen Bericht der gesellschaftlichen Zustände enthält. Ich könnte ein Buch füllen mit Fällen aus meiner eigenen Erfahrung, die es deutlich beweisen würden, daß ein Sklavenbesitzer alle zehn Gebote ungestraft brechen durfte und es auch häufig genug that. Die Wahrheit ist noch nie zur Hälfte erzählt worden, weil sie zu schrecklich anzuhören wäre, und ich könnte Thatsachen berichten, über die jeder fühlende Mensch schaudern und erbleichen würde.

d ich darf wohl be-
tückischer Geist ihn
en getrieben haben
n und starb wie ein
as Land verlassen
t, selbst unter den
l ein Aufseher die
keit nannten, dann
eine Laufbahn war
en erhellt also zur
e's Buch durchaus
sellschaftlichen Zu-
h füllen mit Fällen
es deutlich beweisen
zehn Gebote unge-
häufig genug that.
fte erzählt worden,
äre, und ich könnte
r fühlende Mensch

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Einiges über unsere Arbeitsschule in Dawn.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich während meiner Anwesenheit in England das Geld zur Deckung unserer Mühlenschuld zusammenbrachte, und außerdem collektirte ich noch £1000 für die Unkosten der Schule. Das Geld ließ ich in den Händen des Schatzmeisters, eines Herrn Gurney. Dieser nun trat in Verbindung mit dem Schulcommittee in Dawn, und sagte den Mitgliedern desselben, wie die Schule gewiß eine der schönsten Pflanzstätten im Weinberge des Herrn werden könne, wenn sie nur einen tüchtigen Mann hätten, der die Oberaufsicht und die Leitung ihrer Angelegenheiten übernehmen würde. Alle, bis auf ein Glied des Committees, boten darauf dem Herrn Gurney diese Stellung an, die er auch annahm, und versprach alle Schulden der Schule bezahlen zu wollen. Er trug dem Committee in London die Angelegenheit vor; dieses aber gab ihm den Bescheid, daß es ihn nicht zu derartigen Versprechungen authorisirt habe, und daher auch

durchaus keine Verantwortlichkeit für die pekuniären Verluste der Schule übernehmen wolle.

Herr Gurney kam darauf mit seiner Familie nach Canada und brachte das von mir collektirte Geld mit. Er begann zuerst, die Schulden abzutragen und nahm dann den mit der Schule verbundenen Landbesitz ganz in seine Hände, wobei er versprach, daß er uns eine Schule erbauen wolle (die alte ließ er nämlich niederreißen), wie es keine zweite in der Nachbarschaft gäbe. Die Worte "de novo", die er dabei äußerte, werde ich nie wieder vergessen, weil sie mir so großartig und vielversprechend in das Ohr tönten. Wäre der Mann nicht so ganz und gar unpraktisch gewesen, so hätte er sein Versprechen auch vielleicht erfüllt, denn ich zweifle nicht daran, daß ihm das Wohl der schwarzen Bevölkerung im Anfange am Herzen lag und er die besten Absichten hatte. Leider aber suchte er allerlei Neuerungen einzuführen, und wollte, wie er sich ausdrückte, eine Musterfarm errichten, die ihm viel Geld kostete, aber wenig einbrachte. Meine Rathschläge wies er entschieden zurück, und ich konnte nichts anderes thun, als ruhig zusehen und warten.

Im Anfange sahen auch unsere Leute geduldig zu und hofften von einem Jahre zum andern, daß Herr Gurney mit dem Bau der Schule beginnen und seine Versprechungen wahr machen werde. Als aber auch das dritte, vierte und fünfte Jahr verstrich und immer noch keine Schule erbaut wurde, da entstand eine all=

gemeine Unzufriedenheit. Man sah deutlich, daß die Ausgaben die Einnahmen überstiegen, und doch hatte Gurney seine eigene und auch die Familie seines Schwagers zu unterhalten. Endlich gerieth er in Geldverlegenheit und borgte zu verschiedenen Malen kleinere Summen von mir, während seines Schwagers Kinder oft in unserem Hause um Nahrung ansprachen und das Beste erhielten, das wir hatten. Als aber auch das neunte Jahr wieder verstrich, ohne daß etwas Ernstliches geschah, und man mich jetzt auch beschuldigte, daß ich mit Gurney unter einer Decke stecke und daß wir nur unsern eigenen Vortheil im Auge hätten, da entschloß ich mich zu handeln. Ich begab mich zu Herrn Gurney und fragte ihn so bescheiden wie möglich, wann er denn mit dem Schulbau zu beginnen gedächte. „Wenn ich Lust habe," war seine kurze Antwort. Ich theilte ihm dann etwas über die öffentliche Meinung mit, und daß auch meine Ehre auf dem Spiele stehe. Er erwiderte mir: „Was geht mich Ihre Ehre an, und um die Leute bekümmere ich mich gar nicht." „Aber, wäre es dann nicht besser, wenn Sie die Farm verlassen würden und uns unsere eigenen Angelegenheiten allein überließen?" wagte ich ihn zu fragen. „Bezahlt mir alle meine Ausgaben, die ich während der langen Jahre gehabt habe, um diesen Platz zu heben," antwortete er mit Aufregung, „und ich werde sogleich gehen."

In diesem Augenblick fielen mir die Schuppen von meinen Augen. Meinen Freunden und Brüdern theilte

ich traurigen Herzens mit, daß wir getäuscht worden seien, und sie gaben mir jetzt die Vollmacht, nach besten Kräften dem Gurney entgegen zu handeln.

Es entstand ein langwieriger Prozeß, der Jahre lang währte, viel Geld kostete und mich nöthigte, meine besten Besitzungen zu verkaufen, da ich mich zur Zahlung der Gerichtskosten verpflichtet hatte. Endlich wurde er zu unsern Gunsten entschieden und Gurney hatte das Feld zu räumen. Wir verkauften einen Theil unseres Grundbesitzes zu einem annehmbaren Preise und konnten bald eine gute Schule erbauen, die auch in den kommenden Jahren sehr gut besucht wurde.

Ich hatte aber während der Zeit viel gelernt und wieder auf's Neue erfahren, wie wichtig es für die schwarze Bevölkerung sei, sich mehr mit ihrem natürlichen und unveräußerlichen Rechten bekannt zu machen, die sie als freie Männer und Bürger Canada's besaßen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zerstörte Götzen.

Da sich gewiß manche meiner freundlichen Leser für die Sägemühle interessirt haben, die auf unserem Grund und Boden erbaut worden war, so will ich hier auch noch Einiges über ihr Schicksal erwähnen. Es erforderte eine gute Summe Geldes, dieselbe zu erbauen, mehr noch, sie in gehörigem Betrieb zu erhalten; dennoch aber würde sie für uns mit der Zeit immer mehr an Werth gewonnen haben, wenn sie unter der Aufsicht eines rechtlichen Mannes gestanden hätte. Trotzdem wir aber für eine Zeit lang gar keine Schule besaßen, hatte man doch die Mühle verpachtet an einen Mann, der 54 Arbeiter beschäftigte und das Geschäft auch zuerst sehr in die Höhe brachte. Viele tausend Fuß des prächtigsten Holzes wurden gesägt und auf dem Flusse Sydenham nach Detroit und allen Theilen der Vereinigten Staaten geschickt. Dann folgte eine Zeit des Stillstandes, lediglich weil Niemand da war, der sich gehörig um das Geschäft bekümmerte;

und als endlich doch wieder eine große Anzahl Bretter zum Versenden bereit lag, wurden drei Schiffe damit gefüllt und dieselben nach irgend einem unbekannten Hafen geschickt. Mit ihnen verschwand auch der Pächter auf Nimmerwiedersehen. Er hatte vorgegeben, eine Geschäftsreise unternehmen zu müssen, und seine Arbeiter, die er unbezahlt und in einem halbverhungerten Zustande zurückließ, warteten eine Zeit lang auf seine Wiederkehr, ließen aber dann ihren Zorn und ihre Rache an der Mühle aus, die sie bis auf den Grund zerstörten. Auf diese Weise fand jenes werthvolle Gebäude, das mir so viele Mühe und Sorge gemacht und sich uns in jeder Hinsicht so nützlich erwiesen hatte, seinen Untergang. Es war mir, als wäre ich ich von einem mir liebgewordenen Götzen geschieden, dem ich vielleicht zu viel Interesse geschenkt hatte.

Obgleich Canada das Land der Freiheit für die flüchtigen Sklaven war, so begegneten sie doch zuerst ihrer Farbe wegen so vielen Vorurtheilen, daß es z. B. fast unmöglich für sie war, ihr Getreide mahlen zu lassen. Oft konnte ein Schwarzer mit seinem Getreide auf dem Rücken Stunden lang durch den tiefsten Koth und Schmutz gehen, ehe er eine Mühle fand, die es ihm mahlen wollte; kam er aber, es wieder zu holen, so wurde er einfach abgewiesen, so daß zuletzt den Schwarzen der Muth entsank und sie es für überflüssig hielten, überhaupt noch Getreide zu bauen. Wenn aber das nicht geschah, woher sollten sie ihr Mehl

und ihr Brod nehmen? Die Sache wurde mir zu einem wirklichen Herzenskummer, und da ich selbst kein erspartes Geld besaß, so machte ich mich noch einmal nach Boston auf, um Hülfe und Rath bei den treuen Freunden zu suchen, die mir schon so oft geholfen hatten. Ich erkannte nämlich, daß das einzige Mittel, um dem Uebelstande abzuhelfen, eine eigene Kornmühle sein würde, die unabhängig von allen anderen Mühlen allein für uns arbeiten sollte.

Meine Bostoner Freunde, deren Hülfe mir noch nie zur Zeit der Noth gefehlt hatte, halfen auch dieses Mal wieder, und durch ihre Vermittelung kollektirte ich in kurzer Zeit 5000 Dollars und erlangte den Plan für eine Dampfmühle. Es währte nicht lange, so stand dieselbe auf unserem Grund und Boden, und wir waren im Stande, für die ganze Nachbarschaft zu mahlen. Das war ein entschiedener Fortschritt.

Die Mühle war mein persönliches Eigenthum, stand aber auf dem Grunde, der zur Schule gehörte, und als nun der Schulprozeß begann, mußte ich auf eine List sinnen, die Mühle insgeheim von diesem Grunde zu entfernen, da im anderen Falle jener Gurney, dessen ich im vorigen Kapitel erwähnte, sie ungestraft unter der Hand hätte verkaufen können. Ich verbarg daher in einer Sonntag-Nacht dreißig Mann in der Mühle, die dieselbe gleich nach Mitternacht bis auf den Grund abbrachen, und Gebälk, Maschinen und Alles, was

beweglich war, auf die nahe Landstraße trugen, so daß am Montag Morgen die Mühle wie durch Zauberkraft von ihrer Stelle entrückt zu sein schien. Zwölf Wagen führten das Material sogleich nach Dresden, wo wir die Mühle wieder auf's Neue errichteten und wo sie bis heute sich noch in vollem Betriebe befindet.

raße trugen, so
wie durch Zau-
n schien. Zwölf
h nach Dresden,
e errichteten und
Betriebe befindet.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Sklavenflüchtlinge in der Armee.

Während des Aufstandes in Canada war ich Kapitän der zweiten Compagnie des schwarzen Freiwilligenkorps, denn wenn ich auch keine Flinte zu tragen vermochte, so konnte ich doch ein Schwert führen. Meine Compagnie besetzte die Festung Maldon von Weihnachten bis zum Mai des folgenden Jahres und nahm den Schooner Ann mit seiner ganzen Ladung und Besatzung gefangen. Durch die letztere tapfere Handlung trugen wir viel zur Beendigung des Aufstandes bei, da die Rebellen sich keinen Proviant zu verschaffen vermochten. Die Regierung hatte uns einst eine Heimath gegeben, als wir der Sklaverei entflohen waren, und wir waren dafür willig, die Regierung jetzt nach Kräften gegen die Rebellen zu unterstützen.

Mein Schwert hatte sich bereits wieder in eine Pflugschaar verwandelt, als der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, von dem unsere Schwarzen ganz richtig urtheilten, daß er mit der Aufhebung der Sklaverei endigen werde. Hätte ich eine Waffe führen

können, so wäre ich selbst in die Armee eingetreten, so konnte ich nicht mehr thun, als die junge waffenfähige Mannschaft aufzufordern, auf die Seite der Regierung zu treten. Mein ältester Sohn Tom ging in San Francisco auf ein Kriegsschiff der Ver. Staaten, und da ich nie wieder von ihm hörte, so muß ich wohl annehmen, daß er gestorben ist.

Mein Schwiegersohn Wheeler trat in Detroit in die Armee ein, und wo ich Gelegenheit hatte, rieth ich Anderen, dasselbe zu thun, und zwar früh genug, damit ihnen das Handgeld nicht verloren gehe; bis sie aber dieses ihren Familien schicken könnten, wollte ich die ärmeren derselben unterstützen. Die erste Schaar, die meinem Rathe folgte, verlor ihr Handgeld durch Spitzbuben, die sich auf die Lauer gelegt hatten, und um die zweite vor diesem Schicksal zu bewahren, begleitete ich dieselben in eigener Person. Einer, Namens John Alexander, hatte sich auch freiwillig angeschlossen, und weil seine Familie arm war, sandte ich derselben etwas Schweinefleisch und Kleidungsstücke. Zu guterletzt aber entwischte dieser Alexander und beschuldigte mich in meiner Heimath, daß ich ihn und Andere überredet habe, in die Armee einzutreten. Er bestätigte seine Aussage vor dem Magistrat und meine Frau telegraphirte mir daher, lieber in Boston zu verbleiben, da meiner sieben Jahre Gefängniß warteten, wenn man mich schuldig finden würde. Zuerst entschloß ich mich auch, ihrem Rath zu folgen, bis die erste Aufregung

vorüber gegangen sein würde; nach reiflicher Ueberlegung aber wollte ich doch lieber zurückkehren. Was ich gethan, hatte ich um Christi willen und für eine gute Sache gethan, und der Krieg war ein gerechter, und jeder Schwarze hätte sich an demselben betheiligen sollen. Ich sagte daher meinen Freunden Lebewohl und schied von ihnen mit den Worten: „Gott helfe mir! Ich will nicht fortlaufen, wenn ich nichts Unrechtes gethan habe."

Ich kehrte nach Dresden zurück und fuhr ganz frei und öffentlich vor unsere Hausthür. Die Meinigen begegneten mir mit Thränen in den Augen, und baten mich, doch wieder umzukehren. „Nein," antwortete ich ihnen, „ich will diesen Betrug öffentlich aufgeklärt haben, da sich bereits die ganze Bevölkerung darüber unterhalten hat." Es währte nicht lange, so kam der Polizeibeamte, ein alter Freund von mir, und fragte im scherzhaften Tone, ob ich ihm nicht Kartoffeln verkaufen wolle. „Ich glaube," antwortete ich ihm in derselben Weise, „es ist euch besonders zu thun um eine dicke, schwarze Kartoffel, etwa von der Größe meines Kopfes; wenn ihr diese haben wollt, könnt ihr sie nehmen." Nach diesen Worten trat er sogleich auf mich zu, legte seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Henson, im Namen der Königin, Sie sind mein Gefangener. Hier ist der Verhaftsbefehl." Ich fand, daß schon vor meiner Rückkehr zwei sehr geschickte Advokaten meine Sache in die Hand genommen hatten; der eine von

ihnen war mein Freund, der andere hegte starke Vorurtheile gegen mich, in Folge des Schulprozesses. Mir erlaubte man nicht, mich zu vertheidigen, noch einen Advokaten zur Führung meiner Sache anzunehmen. Meine Richter konnten sich aber nicht einigen, und beschlossen daher, an den Staatsanwalt zu appelliren. Dieser kannte mich sehr genau. Ich hatte schon für seine Eltern und Großeltern lange Jahre gearbeitet, und er wußte, daß ich ein Mann war, der sein Wort hielt und seine Pflichten treu und redlich erfüllte. Er drückte mir seine Verwunderung aus, über eine solche Anklage gegen mich, da ich doch besser mit den allgemeinen Gesetzen bekannt sei, als die Mehrzahl der Bevölkerung. „Wenn es wahr ist," sagte er, „was jener John Alexander beschwört, so kann euch nichts von sieben Jahren Gefängnißstrafe erretten. Erzählen Sie mir doch einmal die Sache, Herr Henson." Ich theilte ihm jetzt die volle Wahrheit mit, und gestand ein, daß ich die Familie Alexanders unterstützt hätte, daß ich aber dasselbe für jede Familie gethan haben würde, ob weiß oder schwarz, wenn dieselbe sich in Noth befunden hätte. Es sei dies John Alexanders einziger Beweis gegen mich, da er meine Großmuth als Bestechung ausgelegt habe. Der Staatsanwalt erwiderte darauf: „Wir alle kennen den Charakter Herrn Henson's, und wissen, daß er ein ehrlicher und aufrichtiger Christ ist, was weiß man aber über seinen Ankläger zu sagen? Ich will die Sache bis Montag vertagen und mich

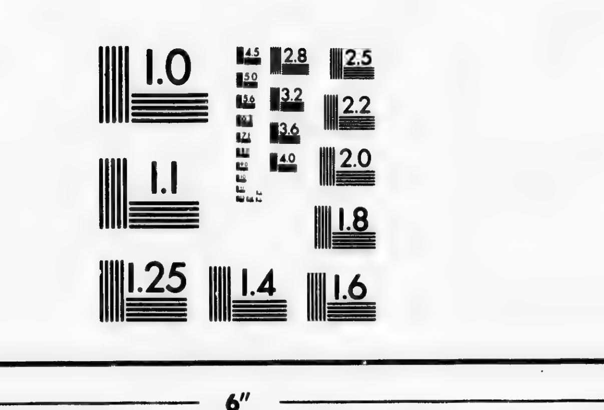
der Armee.

re hegte starke Vor-
chulprozesses. Mir
eidigen, noch einen
Sache anzunehmen.
cht einigen, und be-
walt zu appelliren.
Ich hatte schon für
ge Jahre gearbeitet,
war, der sein Wort
redlich erfüllte. Er
aus, über eine solche
besser mit den allge-
ie Mehrzahl der Be-
sagte er, „was jener
nn euch nichts von
etten. Erzählen Sie
Henson." Ich theilte
it, und gestand ein,
terstützt hätte, daß ich
an haben würde, ob
sich in Noth befunden
s einziger Beweis ge-
h als Bestechung aus-
lt erwiderte darauf:
Herrn Henson's, und
aufrichtiger Christ ist,
n Ankläger zu sagen?
g vertagen und mich





IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





i
d

ü
a
a
z
E
D

n
J
n
S
J
S
u
h
v
ſä
w
e
m
ic
S
ſi
ic
je

inzwischen erst nach dem Charakter Alexander's erkundigen."

Wie ich befreit werden würde aus dem Netz, das man über mich geworfen, wußte ich nicht, aber ich vertraute auf Gott, der mich schon so manches Mal gleich Daniel aus des Löwen Rachen befreit hatte. In meinem Herzen rief ich aus: „O, Herr, errette mich, aber sei es im Gefängniß oder unter freiem Himmel, so will ich doch Deinen großen und heiligen Namen loben!"

Obwohl ich mich noch in Haft befand, erlaubte man mir doch, am Samstag Abend nach Hause zu gehen. In der Nacht kam ein Mann in unser Haus und sagte mir: „Dort am Flusse befindet sich ein Mann, Namens Smith, der aus derselben Gegend kommt, wo jener John Alexander wohnte, ehe er nach Dresden zog. Smith sagt, Alexander sei ein Dieb, und habe Wäsche und andere Sachen aus einem Garten gestohlen. Man habe ihn verhaften wollen, aber er sei entflohen, und versuche es nun, einen unschuldigen Menschen in's Gefängniß zu bringen. Sein Handwerk müsse ihm gelegt werden." Nachdem der Mann mein Haus verlassen, erschien der Polizeibeamte, und erlaubte mir, zu dem mir befreundeten Advokaten zu eilen. Diesem theilte ich nun mit, was ich über Alexander gehört. „Seien Sie unbesorgt," tröstete er mich, „und verhalten Sie sich ganz ruhig über den Sonntag. Am Montag werde ich vor Sonnenaufgang am Flusse sein, und wenn ich jenen Smith finde und er mir seine Aussagen wieder-

holt, so werde ich ihn mitbringen in die Gerichtssitzung." Ich verhielt mich also den Sonntag über ganz ruhig, und am Montag in der Sitzung flüsterte man sich schon zu, daß ein Zeuge gegen John Alexander anwesend sei. Der Staatsanwalt forderte denselben jetzt auf, und fragte ihn: „Haben Sie je mit John Alexander zusammen gearbeitet? Ist er ein Mann von gutem Rufe, und hat er einen ehrenhaften Charakter?" Smith erwiderte: „Er ist einer der größten Spitzbuben, die ich kenne." Alexander suchte ihn zu unterbrechen, aber Smith sah ihm frei in's Gesicht, und sagte ihm: „Du weißt ganz gut, daß, wenn du deinen Fuß auf den Platz setztest, wo wir zusammen arbeiteten, so würde man dich sofort ergreifen und in's Gefängniß schicken, und dahin gehörst du auch, wenn du deinen verdienten Lohn empfängst." „Was," rief der Rechtsanwalt aus, „der Mann ist ein Spitzbube und hat keinen Charakter?! Dann hat Herr Henson seine Entlassung!"

Ein Jeder kann sich leicht vorstellen, wie ich und meine Familie sich über den Ausgang dieser Angelegenheit freuten. Jener Alexander aber kam, und auf den Knieen bekannte er seine Sünde, und bat mich um Gottes willen, ihm zu vergeben. Ich sagte ihm: „Es war einer der gemeinsten und schlechtesten Streiche, den du begehen konntest, meinen Charakter, der das Köstlichste ist, was ich besitze, in meiner Abwesenheit zu beschimpfen. Du verdienst gehängt zu werden; aber ich über-

lasse dich dem, welchem die Rache gehört. Ich vergebe dir. Gehe hin und sündige nicht mehr."

Bald nachher ereignete sich ein ganz ähnlicher Fall, indem meine Gutherzigkeit mich noch einmal in einen Prozeß verwickelte. Ich kam jedoch auch aus diesem glücklich heraus, lernte aber wieder eine neue Lektion, nämlich in Zukunft den Schwarzen, welche als Freiwillige in die Armee treten wollten, weder Rath noch persönlichen Beistand zu ertheilen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Hemmnisse in den Bestrebungen meiner Jugend.

Die feurigsten Blitze fahren aus den dunkelsten Wolken; die glänzendsten Talente finden sich oft bei Männern, die in den bescheidensten Wohnungen lebten, und die höchsten Stellen in der Gesellschaft werden bisweilen von Kindern eingenommen, die ohne Unterricht und Anleitung aufwuchsen. Mir ist es selbst ein Räthsel, auf welche Weise ich z. B. mit der praktischen Rechenkunst vertraut wurde, die ich in den 25 Jahren, während denen ich die Produkte von Riley's Farm auf dem Markt in Washington verkaufte, nach allen Seiten hin ausüben mußte.

Da ich die beste Butter gewöhnlich für die ersten Familien zurückbehielt, so kam ich dadurch in Verbindung mit intelligenten Leuten und ich setzte meinen Stolz darein, mir so viel als möglich von ihrer Redeweise anzueignen und das Eigenthümliche der Negersprache abzulegen. Dadurch, daß ich oft Gerichtssitzungen bei-

wohnte und ausgezeichneten Rechtsgelehrten zuhörte, wurde ich mit den Gesetzen des Landes bekannt und wußte mir in manchem Falle selber zu helfen. Wäre ich ein weißer Knabe gewesen und hätte Gelegenheit zum Studiren gehabt, so würde ich die Rechte gewählt haben und ich bin überzeugt, daß ich kein schlechter Advokat geworden wäre. Nie werde ich meinen ersten Versuch, das Lesen zu erlernen, vergessen. Ich war etwa dreizehn Jahre alt, als ich über demselben fast mein Leben eingebüßt hätte. Da die Schulen für die weißen Kinder gewöhnlich ein bis zwei Stunden von den Plantagen entfernt lagen, so mußte in den meisten Fällen ein Negerknabe die Kinder seines Herrn zur Schule begleiten und sie am Nachmittage wieder holen. Dasselbe hatte auch ein benachbarter Negerknabe, William, zu thun, und da er ein sehr intelligenter und geschickter Bursche war, so lernte er das Lesen durch die Unterhaltung der Knaben über ihre Schulaufgaben. Ich freute mich so darüber, den William lesen zu hören, daß ich entschlossen war, es auch zu lernen, und ich verkaufte einige Aepfel aus unserem Obstgarten, um mir ein Buchstabirbuch kaufen zu können. Ich verbarg es unter meiner Mütze; aber das Unglück wollte, daß mir die Mütze und damit auch das Buch vom Kopfe fiel, als ich eines Morgens das Reitpferd meines Herrn sattelte. Er erblickte es sogleich und fragte mich: „Was ist das?" „Ein Buchstabirbuch." „Wem gehört es?" „Mir." „Woher hast du es bekommen?" „Gekauft,

Herr." „Wie viel kostet es?" „Zwölf Cents." „Wer gab dir das Geld?" „Ich verkaufte einige Aepfel aus unserem Obstgarten." „Aus unserem Obstgarten," rief er leidenschaftlich aus, „ich will dich lehren, was das heißt. Gib mir das Buch!" Ich bückte mich, um es aufzuheben, aber als ich seinen dicken Stock über meinem Kopf bemerkte, zögerte ich. „Nimm das Buch auf!" schrie er noch einmal und fluchte dabei schauerlich. Ich bückte mich und empfing jetzt mit dem schwer beschlagenen Stock solche Schläge über Kopf und Nacken, daß ich bald besinnungslos und blutend am Boden lag. Meine Mutter fand mich in diesem Zustande und es währte lange, bis ich wieder zu arbeiten vermochte. Als mein Herr mich zum ersten Mal wieder erblickte, sagte er höhnisch: „So, so, du willst wohl ein 'Gentleman' werden? Wenn ich dich noch einmal mit einem Buche erblicke, so schlage ich dir den Hirnkasten ein."

Als ich zum ersten Mal predigte, entging ich nur mit genauer Noth einer Strafe von 39 Riemenschlägen an dem öffentlichen Strafposten in Alexandria, nahe bei Washington. Ich fragte nämlich den dortigen Bürgermeister, ob er mir erlauben wolle, in der Stadt zu predigen, und als Antwort darauf schickte er mich in's Gefängniß mit dem Befehl, mich peitschen zu lassen, wenn ich nicht 25 Dollars bezahlen könne. Ich hatte kein Geld bei mir und bat Gott, mir einen Ausweg zu zeigen. Zuletzt fand ich Jemand, den ich zu dem jungen Frank schickte, der mir meine Uhr verkaufte und mich

auf diese Weise auslöste. Ehe wir jedoch die Stadt verließen, sammelte ich alle Schwarzen um mich, und der Herr öffnete mir meinen Mund, so daß ich ihnen eine gesegnete Predigt halten konnte. Sobald dieselbe beendigt war, sprangen wir sogleich in den Wagen und jagten davon.

Unter ganz anderen Umständen redete ich einmal zu einer großen Versammlung von Herren und Damen in Tremont Temple in Boston, lange nachdem ich aus der Sklaverei entflohen war. Ich hatte meine Rede fast beendigt, als ich in der größten Aufregung ausrief: „Ich wünschte, daß für 24 Stunden alle Sklavenbesitzer in meine Hände gegeben wären." „Und, bitte, was wollten Sie mit denselben thun?" fragte eine höhnische Stimme aus dem Hintergrund der Versammlung. Es herrschte eine lautlose Stille, und Viele, die meinen Haß gegen die Sklaverei kannten und wußten, daß ich genügenden Grund zu demselben hatte, fürchteten, daß ich eine übereilte Antwort geben möchte. Ich antwortete dem Fragesteller mit einer lauten und möglichst tiefen Stimme: „Zuerst würde ich sie alle zu Gott zu bekehren suchen und dann sie so schnell als möglich, ehe sie wieder zurückfallen könnten, in den Himmel hineinbeten." Nach diesen Worten setzte ich mich und die Versammlung endete mit einem schallenden Gelächter.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Meine Familie.

Nachdem mein theures Weib gestorben war, wurde mir Herz und Haus einsam, und für länger als vier Jahre konnte ich mich nicht entschließen, mir eine andere Lebensgefährtin zu erwählen. So weit ich auch umher kam, so wußte ich doch nur eine, die ich hätte zum Weibe nehmen mögen. Sie war eine Wittwe von sehr respektablem Charakter, eine Lehrerin in der Sonntagschule und eine wahre Mutter in der Kirche, der sie angehörte. Eine Quäkerdame in Baltimore hatte sie erzogen und sie in allen gewöhnlichen Fächern gründlich unterrichten lassen. Schon ihre Mutter, obwohl eine Sklavin, war eine tüchtige Frau gewesen und hatte durch ihre Geschicklichkeit in Behandlung der Wäsche sich und ihrem Mann die Freiheit erkauft.

Zu wiederholten Malen besuchte ich die Wittwe in Boston, und konnte doch nicht den Muth finden, sie um ihre Einwilligung zu fragen; doch vor etwa zwei Jahren wurden wir von unserem Bischof, der gerade zu

jener Zeit eine Anzahl von Gottesdiensten in Boston hielt, getraut. Ich habe ein gutes Weib in ihr gefunden und kann wirklich sagen, daß mein Becher überfließt von der Gnade und Güte Gottes.

Mein ältester Sohn Tom ging, wie schon erwähnt, während des Bürgerkrieges nach Californien, und fand seinen Tod wahrscheinlich im Seedienste. Mein zweiter Sohn Isaak war ein sehr geschickter und gottesfürchtiger Bursche, der durch die Güte einiger Freunde in London erzogen wurde. Er wurde als wesleyanischer Prediger ordinirt und predigte fünfzehn Jahre lang mit gutem Erfolg. Allgemein betrauerte man ihn, als er in einem Alter von siebenunddreißig Jahren starb. Mein dritter Sohn Josiah wünschte das Schuhmacherhandwerk zu erlernen, verblieb aber auf mein Zureden bei mir auf der Farm. Als er zwei und zwanzig Jahre alt war, heirathete er ein nettes und geachtetes Mädchen und begab sich nach Jackson, in Michigan, um endlich doch seinen Willen durchzusetzen und bei einem englischen Schuhmacher in die Lehre zu treten. Er mußte sich diesem auf zwei Jahre verpflichten, während seine junge Frau durch Waschen und Bügeln ihren Lebensunterhalt erwarb. Als er ausgelernt hatte, sagte mir sein Meister: „Der junge Josiah Henson ist sehr geschickt und kann jetzt ein eben so gutes Paar Stiefeln machen, wie ich selber.“ Mein Sohn begab sich darauf nach Adrian und kaufte einige Morgen Ackerland an, und während er im Winter sein Handwerk betrieb, ging

er im Frühjahr aus zu den besten Familien, um Schreiner- und Tapezierarbeit zu verrichten. Er war ein großer Freund der Gärtnerei und cultivirte eine große Anzahl der verschiedenartigsten Fruchtbäume. Sein Vermögen besteht gegenwärtig schon aus einigen tausend Dollars. Mein vierter Sohn, Peter, ist Landmann und befindet sich noch bei mir auf meiner Farm. Meine vier Töchter, die alle gut lesen und schreiben können, und deren eine zwei Jahre in Oberlin erzogen wurde, sind jetzt alle verheirathet.

Als ich zuerst nach Canada kam, fand man viele hundert Meilen im Umfang, weder Bibel noch Gesangbuch, da kaum e i n Schwarzer im Stande war, zu lesen oder zu schreiben, während die Grundelemente der Erziehung jetzt in fast jedem Negerhäuschen zu finden sind. Nachdem es bekannt wurde, daß ich im Süden schon gepredigt hatte, wurde ich von allen Seiten aufgefordert, dasselbe auch jetzt wieder zu thun, und als ein Aeltester der Bisch. Methodistenkirche hatte ich einen Bezirk von 300 Meilen, den ich nach allen Richtungen hin bereiste und überall Gottesdienste hielt.

Eine große Hülfe ward uns zu Theil von dem Prediger Hughes, dem Colonial- und Continental-Missionssekretär in Canada, der am 11. April 1876 starb. Er war sechszehn Jahre als Missionar außerordentlich thätig in Canada, und bewies mir immer die wärmste Freundschaft. Da er alle meine Verhältnisse kannte, und wußte, wie ich durch die Bezahlung der Schulpro-

zeßkosten mein ganzes Vermögen einbüßte, so ermuthigte er mich, noch einmal nach England zu gehen, wo man mir gewiß helfen werde. Drei Monate, ehe ich Canada verließ, wurde ich an sein Sterbebett gerufen. Er starb, wie er gelebt hatte, als ein wahrer Christ. Seine letzten Augenblicke waren friedlich, und sein Glaube bis zuletzt triumphirend. Als ich nach London kam, fand ich, daß er mich bereits folgendermaßen dort eingeführt hatte: „Josiah Henson (Frau Beecher Stowe's Onkel Tom), welcher bereits gut in London bekannt ist, beabsichtigt in einigen Wochen wieder nach London zu gehen. Sein hauptsächlicher Zweck ist, Geld zu collektiren zur Abtragung einer schweren Schuld, die auf dem Eigenthum des Dawn Institutes lastet, in Folge des langen Schulprozesses, der verloren gegangen sein würde ohne Henson's thätige Hülfe. Er trug alle Unkosten des Prozesses, und als derselbige beendigt war, stellte es sich heraus, daß die vom Gerichte angestellten Verwalter durchaus keine Macht besaßen, ihm aus dem Ertrag des Gutes seine Unkosten zurück zu erstatten. Die 30,000 Dollars, die man aus dem Verkauf eines Theiles des Besitzes löste, dienten zur Erbauung des Wilberforce Erziehungs-Institutes, das jetzt in voller Blüthe steht, und unter treuer Verwaltung ein großer Segen für die schwarze Bevölkerung zu werden verspricht. Für einen Mann in dem hohen Alter von 87 Jahren ist eine Reise nach England kein kleines Unternehmen, aber obwohl Henson nicht mehr der Mann ist,

der er vor 25 Jahren war, als er zum letzten Mal England besuchte, so besitzt er doch eine außerordentliche leibliche und geistige Energie, und ich hoffe, daß er in seinem Unternehmen erfolgreich sein möge in der Collektirung der Prozeßkosten."

* * *

Wir hören jetzt auf, Josiah Henson selber redend anzuführen, und unterlassen auch die wörtliche Wiedergabe der ihm von Amerika aus mitgegebenen Zeugnisse, da dieselben für unsere deutschen Leser doch zu wenig Interesse haben dürften. Es sei nur gesagt, daß der Held unserer Erzählung vollkommen seinen Zweck erreichte, und mit erleichtertem Herzen, erfüllt von Dankbarkeit gegen diejenigen, die ihm so treu geholfen, nach Amerika zurückkehren konnte.

Bei seinem letzten Besuche in England mußte er natürlich finden, daß manche seiner alten Freunde in die bessere Heimath abgerufen worden waren; andere, wie Samuel Morley und George Sturge, empfingen ihn mit der alten Freundschaft, und gaben ihm jeder £50 zur Abtragung der ihn drückenden Schuldenlast. Andere gaben £25, und besonders unter den Herrnhutern fand Henson viele freigebige Freunde.

Professor Fowler, aus New York, trug durch eine Analyse des Charakters unseres alten Freundes, gestützt auf eine phrenologische Untersuchung seines Kopfes, viel zur Erweckung eines allgemeinen Interesses für ihn bei, während der Herausgeber des englischen Originals

John Lobb, den Negergreis in fast alle Versammlungen begleitete, und ihm als Vorsitzer eine thatkräftige Hülfe lieh.

Von allen Seiten, selbst aus Irland und Schottland, ergingen Einladungen an „Onkel Tom“, aber seine Kräfte erlaubten ihm nicht, denselben Folge zu leisten. In London und Umgegend redete er jedoch an mehr als hundert verschiedenen Plätzen: Kapellen, Kirchen und Hallen, und fast jedes Mal hatte er eine bedeutende Zuhörerzahl.

Seine Abschiedsrede hielt er in dem großen Tabernakel Spurgeon's, bei welcher Gelegenheit der Graf von Shaftesbury den Vorsitz führte, und wo mehr als 6000 Menschen versammelt waren, um die Abschiedsworte des alten Negers zu hören. Er sprach über eine Stunde lang mit der größten Freiheit, und sang zum Schluß zur Belustigung aller Anwesenden ein von ihm selbst gedichtetes und componirtes Negerlied, das Tausende von Sklaven gesungen haben, wenn sie im Begriffe standen, von einander getrennt zu werden. Man dankte darauf dem Grafen von Shaftesbury für das warme Interesse, das er nicht nur Josiah Henson, sondern überhaupt Jahre lang den Sklaven bewiesen habe. Der Graf selbst sprach darauf etwa folgende Worte: „Onkel Tom, den wir das Vergnügen hatten zu sehen und zu hören, ist ein leuchtendes Beispiel davon, was mit der so lange geknechteten Rasse der Neger wirklich geschehen könnte. Durch die Gnade Gottes ist sein Le-

ben bewahrt geblieben, trotz Allem, was er zu leiden hatte von amerikanischen Sklavenhaltern, und er hat sich durch seine eigene Kraft eine Stellung im Leben errungen, die alle die falschen Behauptungen, daß ein Neger für den Besitz der Freiheit nicht genug Intelligenz besitze, zu Schanden macht. Die, welche so von den Negern geredet haben, kannten eben nicht die Kraft des Evangeliums, und den Geist des Herrn, der alle Menschen auf dem weiten Erdenrund aus demselben Stoffe schuf. Die größte Anzahl der Sklaven, die sich ihre Freiheit erwarben, leben jetzt in Glück und Freude, in der Einigkeit des Glaubens, und in der Liebe zu einander und zu ihren weißen Brüdern. Aber obwohl die Sklaven durch ihre Freilassung nun aus der tiefsten Versunkenheit herausgerissen worden sind, sollten wir doch bedenken, wie viel noch für unsere schwarzen Brüder geschehen kann und muß."

Es wurde nun noch ein von dem Prediger H. Jackson eigens dazu gedichtetes Lied dem scheidenden Onkel Tom zum Abschied gesungen, und damit schloß die Versammlung. In ähnlicher Weise wie diese, wenn auch vielleicht weniger großartig, verliefen alle die zahlreichen Zusammenkünfte, die im Interesse Henson's zusammenberufen wurden, und von allen Seiten wurden demselben die größten Liebes- und Ehrenbezeugungen zu Theil. Bei einem Besuche, den er dem Grafen von Shaftesbury machte, schickte dieser ihm seinen eigenen Wagen auf die Station, und ließ ihn auch auf dieselbe

Weise zurückfahren; andere äußerten ihre Gefühle durch Geldgeschenke, oder durch Aufmerksamkeiten gegen Frau Henson, die bei einer Gelegenheit zwei schöne seidene Kleider erhielt.

Zum Schluß seien noch die letzten Worte Josiah Henson's angeführt:

„Ich danke meinem Gott, daß ich nun wieder im Begriffe stehe, nach meiner alten Heimath abzureisen und die letzten Tage meines Lebens unter meinen eigenen Leuten zu verbringen. Obgleich mein Lebensbecher voll war von Schmerzen und Sorgen, so fließt er doch wieder über von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Wäre ich nicht mit den Härten und Mühseligkeiten dieses Lebens vertraut gewesen, so würde ich wahrscheinlich auch nie die vielen Segnungen erkannt haben, die mir zu Theil wurden. Bald wird meine Pilgerfahrt beendigt sein, und ich werde eingehen dürfen in meine langersehnte Heimath, und nicht mehr genöthigt sein, auf und ab zu pilgern auf dieser Erde; Körper und Geist werden dann erlöst sein von ihren Fesseln, und ich werde Theil nehmen an der ewigen Seligkeit, und meinem himmlischen Vater Preis und Anbetung bringen für alle Seine Gnade und Barmherzigkeit gegen mich.“

Der Besuch Onkel Tom's und des Herausgebers des englischen Originals bei Ihrer Majestät, der Königin von England.

Da der warme Empfang, der Onkel Tom und seinem Begleiter, Herrn Lobb, von der Königin Englands zu Theil wurde, allgemeines Interesse erregte, und die Berichte über diesen Besuch vielfach verändert und entstellt erschienen, so lassen wir hier einen Auszug aus der Times folgen, für dessen wahrheitsgetreue Wiedergabe wir bürgen können.

Am Montag, den 5. März, verließ der Prediger Josiah Henson (der Held in Frau Stowe's Erzählung: „Onkel Tom's Hütte"), London, um der Königin von England in ihrem Schlosse zu Windsor einen Besuch abzustatten. Seine zweite Frau und Herr Lobb, der Herausgeber von Josiah Henson's Lebensgeschichte, begleiteten ihn. Die kleine Gesellschaft kam um etwa ein Uhr an, und wurde von einem Herrn Biddulph freundlich empfangen und eingeladen, an einem schon bereiteten Frühstück Theil zu nehmen.

Um drei Uhr erschien die Königin, in Begleitung des Prinzen Leopold und der Prinzessin Beatrice und ihrer Ehrendamen Horatia Stapford und der Gräfin von Evall in den Corridor, der in das eichene Zimmer führt. Herr Henson wurde jetzt von dem Herrn Biddulph der

Königin vorgestellt und diese drückte ihr Erstaunen aus über die warmen und herzlichen Blicke des alten Mannes, die mit seinem hohen Alter fast in Widerspruch zu stehen schienen. Sie sagte ihm, daß sie sich freue, schon so lange mit seiner Lebensgeschichte bekannt gemacht worden zu sein, und überreichte ihm ihre Photographie, unterzeichnet: „Viktoria Regina 1877.“ Herr Henson dankte darauf der Königin in herzlichen Worten für die ihm widerfahrene Ehre und für den gnädigen Schutz, den sie stets seinen farbigen Brüdern in Canada hatte zu Theil werden lassen schon damals, als sie noch arme Sklavenflüchtlinge waren. Hierauf stellte Herr Biddulph Herrn Lobb als den Herausgeber von Josiah Henson's Autobiographie vor, von der die Königin bereits ein Exemplar erhalten, worauf diese erwiderte, mit welch großem Interesse sie das Buch gelesen habe. Beide Herren, Herr Henson und Herr Lobb, wurden hierauf aufgefordert, ihren Namen und das Datum ihrer Geburt in das Privatalbum der Königin einzutragen. Die Königin hatte die besondere Erlaubniß gegeben, daß das ganze Schloßpersonal den alten Onkel Tom sehen solle, und diesem wurde dann noch manches herzliche Willkommen und mancher kräftige Händedruck zu Theil. Nachdem die kleine Gesellschaft das ganze Schloß, die bewohnten sowohl als die unbewohnten Zimmer, besehen, verabschiedeten sie sich um etwa halb fünf Uhr. Als sie den Schloßhügel hinunter schritten, wurden sie von dem Dekan von Windsor und einigen

anderen Herren empfangen, und im Gespräch mit diesen äußerte Onkel Tom, daß er bald sein acht und achtzigstes Lebensjahr zurückgelegt haben werde.

Der Besuch bei der Königin hatte einen tiefen Eindruck auf den alten Greis gemacht, und auf den ausdrücklichen Wunsch der Königin sandte ihr Herr Lobb Herrn und Frau Henson's Photographien, über deren Empfang sie eine herzliche Freude bezeigte.

Einige Skizzen aus dem Leben der Frau Beecher-Stowe.

Obgleich der Name der allgemein geachteten Frau, die einer edlen Familie entsprossen, sich ziemlich über die ganze Erde verbreitet hat, so dürfte es doch manchem unserer Leser interessant sein, etwas Näheres über ihren Charakter und ihre Lebensschicksale zu erfahren. Ihr Vater war Lyman Beecher, der zuerst das Schmiedehandwerk erlernte, dann einige Jahre die Universität in Yale besuchte, und die Predigerlaufbahn einschlug. Dr. Lyman Beecher war einige Jahre Pastor in Litchfield, und hier war es, wo Harriet Beecher im Jahre 1812 geboren wurde. Später lebte L. Beecher in Boston, und seit 1832 in Lane Seminary, bei Cincinnati. Hier übernahm Beecher die Direktion des Predigerseminars. Unterstützt wurde er in diesem Unter-

nehmen von Professor Calvin Stowe und für eine Zeitlang hatte das Werk auch den gewünschten Erfolg, bis die damals aufsteigende Sklavenfrage seinen Sturz herbei führte. Im Jahr 1830 brach die französische Revolution aus, und in Folge dieser agirte man von England aus gegen die Sklaverei in den amerikanischen Colonien. Schon viele derjenigen, die ihre Stimme gegen die Sklaverei erhoben, waren von den amerikanischen Gerichtshöfen gefangen gesetzt worden, aber das große geschichtliche Ereigniß hatte einmal die Aufmerksamkeit der Philanthropen auf die Uebelstände und das in der Sklaverei verborgene Verbrechen gerichtet und im Lane Seminar sprach man sich frei über diese Sünde aller Sünden aus.

Der Pöbel drohte, und von Kentucky herüber eilten Sklavenhändler, um gegen das Institut offenbare Gewalt anzuwenden. Das Eigenthum zu retten, legten sich jetzt die Verwalter in's Mittel und beruhigten die Menge mit der Versicherung, daß über die Sklaverei unter den Studenten ferner nicht mehr gesprochen werden dürfe. Dadurch wurde allerdings die äußere Ruhe wieder hergestellt, aber im Inneren brach nun ein Sturm los, der sich nicht wieder beschwichtigen ließ und damit endete, daß sämmtliche Studirende sich weigerten, der Aufforderung, ruhig zu sein, Folge zu leisten und miteinander das Seminar verließen. Vergebens versuchten Beecher und Stowe das Institut wieder zur Blüthe zu bringen.

Von 1835—1847 war Cincinnati der eigentliche Kampfplatz zwischen Sklaverei und Freiheit, und man wird leicht verstehen, wie peinlich Frau Stowe bekannt werden mußte mit den Schrecken der Sklaverei. Eine Lieblingsroute der „unterirdischen Eisenbahn" (wie man den Weg der Sklavenflüchtlinge bezeichnete) führte über Walnut Hill (Wallnußhügel), nahe an Frau Stowe's Haus vorüber. Die Stationen auf diesem Wege bildeten Quäkerfamilien und andere Gegner der Sklaverei, die etwa 15—20 Meilen weit auseinander zwischen dem Ohiofluß und den nördlichen Seen lebten. Diese hatten es sich zur Aufgabe gemacht, Sklavenflüchtlinge zu unterstützen, und sie brachten solche entweder zu Pferde oder auf bedeckten Wagen von Station zu Station, bis dieselben den freien Boden Canada's betraten und das britische Banner über ihrem Haupte wehte.

Eine der ersten Stationen im Norden Cincinnati's befand sich einige Meilen unterhalb Mill Creek, im Hause des frommen und löwenherzigen Vanrant oder „Van Tramp", wie er in „Onkel Tom's Hütte" genannt wird. Oft, oft wurde Frau Stowe in der Nacht aufgeschreckt durch das Wagengerassel oder das Vorbeigaloppiren der Pferde, besonders wenn Sklavenfänger wie rasend ihrer Beute nachjagten.

Vanrant (der ehrliche Johann, wie man ihn allgemein nannte) stand immer bereit mit seinem Gefährt, und gewöhnlich besaßen die Sklavenjäger nicht genug

Geschick, es mit ihm aufzunehmen. Es ist nun schon lange her, seitdem er den Tod eines Märtyrers für seine edlen Absichten erlitt.

Durch den langen Aufenthalt an der Grenze der Sklavenstaaten und durch manche Besuche, die Frau Stowe den Sklaven machte, hatte sie hinreichend Gelegenheit, ihre Beobachtungen anzustellen und Stoff zu sammeln für ihr Meisterwerk. Wir können nicht umhin, eine kleine Skizze von ihr aus dem Jahr 1840 anzuführen:

„Die Sklavenjäger, geschützt durch das Gesindel der Bevölkerung und aufgestachelt durch etliche Beamte und Kaufleute, griffen die Negerquartiere an. Etliche Häuser wurden mit Kanonen zusammengeschossen und mehrere Tage lang schien die Stadt der Gewalt und dem Verbrechen Preis gegeben zu sein. Neger, die ihr Eigenthum zu vertheidigen wagten, wurden getödtet und ihre Körper in den Straßen umher geschleift. Weiber wurden auf die schändlichste Weise mißhandelt, so daß Viele in Folge der erlittenen Unbill starben. Die Häuser wurden niedergebrannt, und Frauen, Männer und Kinder in die Sklaverei abgeführt. Von meinem Hause aus konnte ich deutlich das Geschrei der armen Opfer und das Rufen der Menge vernehmen; manchem armen Flüchtling verlieh ich Schutz und Obdach und vergoß reichlich Thränen mit ihm. Nachdem sich die Wuth des Pöbels gelegt, rafften die noch zurückgebliebenen Neger ihre irdische Habe zusammen und be-

gaben sich nach Canada. Hunderte zogen an unserem Hause vorüber, entweder in kleinen Gefährten oder zu Fuß, ihre Kinder an der Hand führend. Ich sah sogar Frauen mit Säuglingen an ihrer Brust, weinend über die zurückgelassenen Gatten, die entweder in dem Kampfe gefallen oder in die Sklaverei geführt worden waren."

Ehe wir diese Skizze schließen, möge noch erwähnt sein, daß „Onkel Tom's Hütte" nach dem Urtheil des englischen Volkes den ersten Platz einnimmt unter den Schönheiten der englischen Literatur. Die größte Freude für Frau Stowe muß jedoch die sein, daß die Vorsehung ihr Leben so lange erhielt, daß sie die Erfüllung aller ihrer Gebete, das Ziel aller ihrer Anstrengungen sehen durfte in dem Sturze des Sklavensystems. Möchten die letzten Lebensjahre der Frau Stowe und des alten Henson recht glückliche sein! Möchten ihre Geistesprodukte Frömmigkeit und Gottesfurcht auf Erden vermehren! Die Nacht ist kurz und bald wird der Morgen anbrechen!

e zogen an unserem
n Gefährten oder zu
end. Ich sah sogar
Brust, weinend über
veder in dem Kampfe
ührt worden waren."
möge noch erwähnt
nach dem Urtheil des
einnimmt unter den
eratur. Die größte
och die sein, daß die
elt, daß sie die Erfül-
ller ihrer Anstrengun-
des Sklavensystems.
der Frau Stowe und
sein! Möchten ihre
nd Gottesfurcht auf
st kurz und bald wird

